Die Gambusinos.

Roman

von

Gustav Aimard.

Deutsch von A. Wießner.

Zweiter Theil.



Leipzig,
Verlag von Ch. E. Kollmann.
1867.



Die Gambucinos.

Zweiter Theil.

I.

El Ojo-Lucero.

Gleichwohl fühlte sich Don Luis wider seinen Willen traurig gestimmt; der Sieg, welchen er über die Parteigänger davon getragen hatte, kam seiner Ansicht nach beinahe einer Niederlage gleich, da es ihm, ungeachtet aller Anstrengung, nicht gelungen war, das junge Mädchen zu befreien, welche auf so rührende Weise seine Hülfe begehrt hatte.

Aber wer war dieses junge Mädchen, welches er kaum einige Secunden mitten im Kampfgewühl bemerkt und zu erkennen geglaubt hatte, ohne daß es ihm dennoch möglich gewesen wäre, sich zu erinnern, wo und wann er dasselbe vorher gesehen."

Es war vergebens, daß der junge Mann mehre Stunden hindurch versuchte, seine Erinnerungen wieder zu beleben.

Gegen Mitternacht langte der Führer an und

setzte sich vor dem Feuer nieder, neben welchem der Oberst noch immer, in tiefes Nachdenken verloren, saß.

Der junge Mann richtete den Kopf in die Höhe.

„Ah! Ihr seid es, Häuptling,“ sagte er, „Ihr kehrt sehr spät zurück.

„Mos-ho-ké ist den Gachupines weit nachgefolgt,“ antwortete er, indem er ruhig sein Calumet stopfte, und es dann vermittelst einer geweihten Ruthe anzündete.

„Ihr habt sie gesehen?“

„Mos-ho-ké ist ihren Schritten mehre Stunden gefolgt.“

„Was thun sie jetzt?“

„Sie fliehen wie durch Jäger aufgescheuchte Damhirsche.“

„Also haben sie nicht die Absicht zurückzukehren und einen neuen Angriff zu versuchen?“

„Nein, sie eilen, dorthin zu gelangen, wohin sie gehen.“

„Wohin gehen sie denn?“

„In die Wildniß.“

„Was wollen sie dort thun?“

„Mos-ho-ké wird es erfahren, sobald er Zeit dazu hat; der Indianer hat den Blick des Adlers, er sieht Alles in der Savanne.“

„Aber sie führen ein junges Mädchen mit sich?“

„Ja."

„Kennt es der Häuptling?"

„Vielleicht."

„Wer ist es?" fragte er angstvoll.

Der Indianer blickte ihn einen Augenblick an.

„Die Nacht hat die Hälfte ihres Laufes zurückgelegt," sagte er, „in wenigen Stunden müssen wir den Marsch wieder beginnen; Mos-ho-ké bedarf der Ruhe, er wird schlafen."

Darauf streckte er sich vor dem Feuer aus, wickelte sich in seine Decke, schloß die Augen und schlief ein, oder schien wenigstens zu schlafen.

Niedergebeugt senkte der junge Mann das Haupt.

„Dieser Dämon weiß etwas, davon bin ich überzeugt," murmelte er trübe; „aber warum schweigt er so hartnäckig? Welch' großes Interesse kann er haben, mir die Wahrheit zu verbergen?"

Mit Aufgang der Sonne brach man auf.

Die Todten waren am Abend vorher beerdigt und große Steine auf ihre Gräber gelegt worden, um zu verhindern, daß die Leichname durch Raubthiere entweiht würden.

Das Wetter war prächtig; der Tag frisch und balsamisch durch die würzigen Düfte der Savanne; die unter dem Laube kauernden Vögel zwitscherten heiter ihr Morgenlied. Alles in der Natur lachte, und so wurde die Reise den ganzen Vormittag

unter den besten Umständen und ohne bemerkenswerthe Ereignisse fortgesetzt.

Der Gewohnheit gemäß schlug man gegen elf Uhr das Lager auf, um die größte Hitze abzuwarten.

Indessen war der Oberst nicht befriedigt durch den Führer; er zürnte ihm ernstlich für seine vorsätzliche Verschweigung am vorhergehenden Abend, und er nahm sich innerlich vor, ihn wohl oder übel zu nöthigen, ihm die Erklärung zu geben, welche er so sehnlich in Bezug auf das junge Mädchen zu erhalten wünschte.

Mehrmals versuchte er auf mehr oder weniger sinnreichen Umwegen auf denselben Gegenstand zurückzukommen; allein die Rothhaut war zu schlau, um sich überraschen zu lassen. Aus irgend einem Grunde war der Indianer auf seiner Hut und vermied mit seiner gewohnten Geschicklichkeit, in nähere Details einzugehen, so daß der Oberst endlich erkannte, daß er diesen Mann niemals zum Sprechen bringen würde; des Krieges müde, verzichtete er darauf, ihn weiter zu befragen.

„Werden wir bald ankommen, Häuptling? Es verlangt mich in Ojo-Lucero zu sein," sagte eines Abends der Oberst zu dem Läufer, als man zum Lagern Halt machte.

„Oah! mein Bruder Feuerauge ist ungeduldig, er hat Eile, seine Freunde zu sehen," antwortete dieser lächelnd.

„Ja, das gestehe ich, Häuptling."

„Gut. Der junge Häuptling warte noch ein Wenig, er wird bald bei ihnen sein."

„Redet Ihr die Wahrheit?"

„Mos-ho-ké hat keine falsche Zunge, Alles, was er sagt, ist wahr; die zweite Sonne wird nicht ganz vorübergehen, ohne daß mein Bruder die großen Steinhütten der Bleichgesichter, seiner Freunde, erreicht."

„Ich habe Euer Versprechen."

„Mein Bruder wird sehen, daß es in Erfüllung gehen wird."

Ungeachtet seines lebhaften Wunsches, bestimmter unterrichtet zu sein, sah sich der Oberst gezwungen, sich mit diesen ungewissen Andeutungen zu begnügen.

Am nächsten Morgen wurde die Reise fortgesetzt.

Schon seit drei Tagen hatte die Cuadrilla der Rancheros den Rio-Bravo-del-Norte überschritten und die Apacheria verlassen, um den mexikanischen Boden zu betreten, wo sie durch ihren glänzenden Kampf mit den Parteigängern so heldenmüthig ihre Rückkehr bezeichnet hatte. Seit ungefähr einer Stunde hatte man das Lager verlassen, die noch halb schlaftrunkenen Männer setzten ihren Weg beinahe auf's Gerathewohl fort; es war ungefähr eine Stunde vor Sonnenaufgang.

Der Führer, welcher nach seiner gleich vom ersten Tage angenommenen Gewohnheit den Weg

etwa dreihundert Schritte der Truppe voraus durchforschte, machte plötzlich Halt, und schaute aufmerksam um sich; darauf, anstatt weiter vorzudringen, kehrte er schleunigst zu den Rancheros zurück und begab sich an die Seite des Obersten.

„Was giebt es?" fragte ihn Don Luis.

„Feuerauge blicke dorthin," antwortete der Indianer, indem er den rechten Arm ausstreckte.

Der Parteigänger wandte die Augen nach der bezeichneten Richtung.

„Ich sehe nichts," sagte er nach einem Augenblick der Prüfung.

Der Führer lächelte und zuckte unmerklich die Achseln.

„Die Weißen haben Augen, die nicht sehen," sagte er, „dort ist der Pueblo von Ojo=Lucero."

Durch diese Worte verletzt, blickte Don Luis von Neuem hin, aber mit eben so wenig Erfolg wie das erste Mal.

„Ich bemerke nichts," sagte er.

„Gut," versetzte der Indianer, „mein Bruder wird seine Krieger im Gehölz verbergen, und Mos=ho=ké wird einen Blick in das Dorf thun."

„Ihr wollt uns verlassen, Indianer?" sagte lebhaft der junge Mann.

„Mein Bruder versteht mich nicht," antwortete lächelnd der Führer, „der große Biber ist ein berühmter Krieger am Berathungsfeuer seines Volkes,

er besitzt viel Schlauheit; er wird das Dorf der Weißen betreten wie ein Reisender, welcher nach dem Atepelt — Dorf — seines Stammes zurückkehrt; die Yoris — Mexikaner — werden keinen Verdacht haben gegen einen Mann, der allein und ohne Waffen kommt. Der indianische Krieger wird sich umschauen, ob er Gachupines bemerkt, und zurückkommen, um seinen Bruder zu benachrichtigen."

„Bei Gott!" rief Don Luis, „Euer Gedanke ist vortrefflich, Häuptling; geht auf Entdeckungen aus, wir werden Euch hier erwarten."

„Jetzt versteht mein Bruder; er zeige sich nicht, der große Biber verläßt ihn, allein bald wird er wieder zurück sein."

Der Führer wandte sich rasch, drang in das Dickicht und war fast augenblicklich den Augen entschwunden.

Der Oberst entschloß sich, seinen Rath zu befolgen.

Seine Rancheros stiegen ab; die Pferde wurden an je einen Pfahl gebunden und man stellte Wachtposten aus, um eine Ueberraschung zu vermeiden. Jeder richtete sich ein, wie er konnte, um die Zeit so bequem wie möglich zuzubringen, bis man sichere Nachrichten hatte.

Die Dunkelheit war allmählich verschwunden, und als die Sonne über dem Horizont erschien, gab sie gleichsam das Signal zum Erwachen der Natur.

Die bis zu diesem Augenblick in Dämmerung gehüllte Landschaft erhellte sich plötzlich. Die Gräser und Blätter glänzten durch den reichlichen Morgenthau im frischesten Grün und schienen gleichsam mit Wassertropfen beperlt. Die durch die warmen Strahlen des Tagesgestirns erwachten Vögel stimmten ihr heiteres Concert an; in der Ferne hoben die wilden Büffel ihre Köpfe aus dem Dickicht empor und stießen ein dumpfes Brüllen der Freude aus.

Don Luis unterschied nun El-Ojo-Lucero, dessen Ranchos mitten aus einer Gruppe von Bäumen aller Art hervorleuchteten, kaum eine halbe Meile von der Stelle entfernt, wo die Cuadrilla sich gelagert hatte. Ein gekrümmter Pfad, der ziemlich breit und gut unterhalten war, führte von dem Walde nach dem Dorfe; derselbe war in diesem Augenblick vollständig öde.

Der Ranchero nahm ein Fernglas und begann die Umgegend auf das Sorgfältigste zu prüfen.

Die Hacienda von Ojo-Lucero, in der Sprache des Landes glänzende Quelle, liegt auf dem Abhang eines ziemlich hohen Hügels, welcher den Weg von Chihuahua nach Paso-del-Norte beherrscht; am Fuße des Hügels erhebt sich eine Rancheria, welche aus etwa hundert Gebäuden besteht, die von den Indianern und Peonen bewohnt werden, welche in den Silberbergwerken beschäftigt sind.

Zu der Zeit wo unsere Geschichte sich ereignet, hatten der Bürgerkrieg einerseits und die schleunige Flucht des durch seinen Eifer für die Spanier compromittirten Besitzers andererseits, natürlich jede Ausbeutung dieser indessen sehr reichen Minen gehemmt.

Kaum von einem Gebieter befreit, den sie verabscheuten, hatten die Peonen und Vaqueros in einem ersten Ausbruch des Zorns die Hacienda geplündert und in Brand gesteckt; zwei oder drei Jahre später hatten sich die Independanten darin festgesetzt und das Hauptgebäude zur Vertheidigung befestigt.

Ojo-Lucero bot durch seine Lage für die Mexikaner eine strategisch wichtige Position dar; auch unterhielten sie darin eine zahlreiche Garnison, die nicht allein fortwährend herumstreifen, sondern auch die Kommunication mit der Wildniß sichern mußte.

Der Weg, welcher nach der Rancheria führte, war noch immer einsam; schon begann Don Luis eine unbestimmte Besorgniß zu empfinden, als er eine leise Berührung seiner Schulter fühlte; er wandte sich lebhaft um.

Der Führer stand an seiner Seite, eben so ruhig und gelassen, wie als er ihn verließ.

„Wie!" rief Don Luis überrascht aus, „Ihr seid es, Häuptling?"

„Der große Biber ist zurück," entgegnete der Indianer und verneigte sich mit leicht spöttischem Lächeln.

„Aber," fuhr der junge Mann erstaunt fort, „ich habe beinahe eine Stunde auf den Weg geblickt und Euch nicht bemerkt; von welcher Seite seid Ihr gekommen?"

„Die Weißen bedürfen eines gebahnten Weges," versetzte der Indianer, „der Pfad Mos-ho-ké's ist der des Vogels, er kommt überall durch."

„Mag sein," sprach der Parteigänger, „aber weshalb diese Vorsichtsmaßregeln, sollten unsere Freunde in einer schlechten Situation sein?"

„Wenn Feuerauge seine Medicin-Augen wieder vornimmt, wird er sogleich seine Freunde ihm freudig entgegen eilen sehen," antwortete der Indianer und deutete auf das Fernrohr, welches der Oberst noch in der Hand hielt.

Der junge Mann richtete sogleich sein Fernglas auf den Weg und vermochte kaum einen Freudenschrei zu unterdrücken, als er eine Reitertruppe bemerkte, die mit verhängten Zügeln heransprengte.

Einige Minuten später hielten diese Reiter an der Grenze des Waldes; Don Luis Morin erkannte in ihrer Mitte seinen Freund Jncarnacion Ortiz und Don José Moreno.

Er stürzte ihnen entgegen, aber bald blieb er unwillkürlich stehen, schmerzlich bewegt durch den

Ausdruck von Trauer, welchen er auf dem Gesichte seines Freundes und des Greises erblickte.

Nachdem er in aller Eile die anderen Offiziere bewillkommnet hatte, näherte er sich eifrig dem Haciendero und Incarnacion.

„Was geht denn hier vor, was ist geschehen, um des Himmels willen?“ rief er aus, indem er ihnen sogleich die Hand drückte.

„Sie werden es bald erfahren, lieber Freund,“ antwortete traurig Incarnacion.

„Aber später,“ fügte Don José hinzu; „lassen Sie uns zunächst an die öffentlichen Angelegenheiten denken, bevor wir uns mit den privaten beschäftigen.“

Der junge Mann verbeugte sich; er sah ein, daß es unpassend sein würde, in diesem Augenblicke darauf zu bestehen; so wandte er sich denn zu den Offizieren und sagte, sie höflich grüßend:

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, Sennores.“

„Wir vielmehr zu den Ihrigen, Oberst,“ entgegnete ein Capitain, „Sie wissen ohne Zweifel besser als wir, aus welchem Grunde wir hier zusammenberufen sind.“

„Es ist an mir, diese Frage zu beantworten, Caballeros,“ sprach Don José, indem er einen Schritt vortrat.

„Wir hören, Sennor.“

Don José Moreno zog darauf aus seiner

Brusttasche ein mit dem Wappen des Congresses versiegeltes Papier heraus und reichte es Don Luis.

„Hier, Sennor Colonel," sagte er, „ist ein Befehl von dem commandirenden Oberbefehlshaber der Armee libertadora unterzeichnet und gegengezeichnet von dem Präsidenten des Nationalcongresses, welcher mir das Recht zugestehet, unter allen Reitern Ihrer Cuadrilla diejenigen Männer auszuwählen, welche mir geeignet scheinen, um eine wichtige Mission auszuführen, deren Geheimniß nur von mir allein gekannt werden soll."

„In der That, Sennor Don José Moreno," erwiderte Don Luis, nachdem er das ihm übergebene Papier gelesen hatte, „ich habe außerdem die Weisung erhalten, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen und Ihnen in Allem zu gehorchen, ohne nähere Erklärungen zu fordern."

„Wir haben ähnliche Instructionen empfangen," bemerkte der Capitain, welcher schon das erste Mal das Wort ergriffen hatte.

„Haben Sie die Absicht, dieser Ordre Folge zu leisten, Sennores?"

„Gewiß," antwortete der Offizier.

„Was ich auch von Ihnen fordere?"

„Befehlen Sie," sagte der Colonel.

„Caballeros," begann der Haciendero von Neuem, „verzeihen Sie mir meine scheinbare Eilfertigkeit;

aber ich wiederhole Ihnen, die Mission, mit der ich beauftragt bin, ist ernst, wir haben keinen Augenblick zu verlieren, dieselbe auszuführen; Capitain Frias, haben Sie nicht besondere Ordres erhalten?"

„Ja, Caballero," antwortete der Capitain; „gestern mit Sonnenuntergang hat mir ein indianischer Läufer Depeschen gebracht."

„Und was befehlen diese Depeschen?"

„In Paso-del-Norte, welches vor ungefähr vier Wochen von Don Incarnacion Ortiz überrascht wurde und das man vielleicht aus Vergessenheit zu occupiren unterlassen hatte, Garnison zu legen."

„Sehr gut, Don Luis wird Ihnen den Befehl seiner Cuadrilla überlassen, was Ihnen erlaubt, die Garnison von del-Paso zu verdoppeln, ohne die von Ojo-Lucero zu schwächen."

„Ich werde Ihnen gehorchen, Sennor."

„Geben die Depeschen Ihnen keine weiteren Instructionen?"

„Verzeihen Sie, Caballero, es ist mir ferner aufgetragen, in kürzester Zeit eine Truppe von sechszig bis siebzig Jägern oder Gambucinos zu sammeln zu einem außerordentlichen Dienst."

„So ist es."

„Leider muß ich Eurer Herrlichkeit bemerken, daß, da ich erst gestern Abend diese Depeschen erhielt, es mir bis jetzt unmöglich gewesen ist, diesem letzten Theile meiner Instruction nachzukommen."

„Ich habe unter meinem Befehl einige vierzig Gambucinos, welche mich an einem bestimmten Ort seit zwei Monaten erwarten; Ihre Arbeit ist also sehr vereinfacht, da Sie nur noch die Hälfte der Männer zu sammeln haben, deren ich bedarf."

„In der That, Sennor, dennoch kann ich Ihnen nicht versprechen, diese vierzig Leute unter fünf bis sechs Tagen zu vereinigen."

„Wir werden sie in weniger als zehn Minuten haben," sprach Don José lächelnd. „Mein lieber Don Luis," fügte er, sich zu dem Franzosen wendend hinzu, „Sie werden so gütig sein und aus Ihrer Cuadrilla vierzig bereitwillige Männer auswählen, nicht wahr?"

„Sobald Sie es wünschen."

„Don Cristoval Nava, welcher, wie ich wenigstens glaube, vor Beginn des Krieges Büffeljäger war, wird das Commando unter Ihrer Leitung übernehmen, denn, wenn es Ihnen nicht zu sehr mißfällt, werden Sie mich begleiten."

„Ich danke Ihnen, Sennor Don José, daß Sie meinen Wünschen zuvorkommen."

„So ist denn Alles auf's Beste. Ich brauche Ihnen nicht das strengste Geheimniß zu empfehlen, und nun, Caballeros, sind Sie frei. Es bleibt mir nur übrig Ihnen für den Eifer zu danken, womit Sie den Befehlen des Congresses Folge leisten."

„Werden Sie uns nicht die Ehre erweisen, Don

Luis, uns bis nach Ojo-Lucero zu begleiten?" sagte mit höflicher Verbeugung der Capitain Frias; „Alles ist bereit, Sie werden eine Ihrer würdige Gastfreundschaft finden."

„Es hängt nicht von mir ab, Ihre freundliche Einladung anzunehmen, Sennor Capitain," antwortete höflich der junge Mann.

„So werde ich es für Sie annehmen, mein lieber Don Luis," fiel ihm Don José Moreno lebhaft in's Wort; „wir wollen das Anerbieten des Capitains benutzen, um unsere letzten Vorbereitungen zu beenden; haben Sie Maulthiere hier, Sennor Frias?"

„Ja, einige, Sennor."

„Wäre es Ihnen möglich, fünfzig bis sechszig zusammenzubringen?"

„Sehr leicht."

„In wie viel Zeit?"

„Oh! in höchstens zwei Stunden."

„Vortrefflich! Und Pferde?"

„Wir haben hier nur Mustangs oder Prairienpferde."

„Solche wünsche ich gerade, mein lieber Capitain."

„So ist nichts leichter, noch heute kann ich mit dem Lasso hundertundfünfzig, selbst zweihundert einfangen lassen, welche man in dem Corral der Hacienda unterbringen wird."

„Oh! so vieler bedarf es nicht, Capitain, hundert werden mir genügen."

„Sie sollen dieselben haben; brauchen Sie auch Geschirre?"

„Nein, das ist nicht nöthig, ich danke Ihnen, mein lieber Capitain, ich nehme diese Thiere nur zur Auswechslung mit."

„Nun, Sennor, sie sollen heute Abend bereit sein."

Das Gespräch endete hier; Don Luis gab Befehl, das Lager abzubrechen, und die ganze Truppe schlug im Galopp den Weg nach Ojo-Lucero ein, wo sie eine Stunde später anlangte.

„Welche Antwort soll ich Denen bringen, die mich an Feuerauge gesandt haben?" fragte der Indianer ihn mit leiser Stimme.

„Ihr wollt uns schon verlassen, Häuptling, und weshalb denn?" fragte der junge Mann.

„Hat Mos-ho-ké seinen Auftrag nicht treulich ausgeführt?"

„Meine weißen Brüder werden befriedigt sein, Mos-ho-ké's Herz wird sich über ihr Lob freuen; er kehrt zu ihnen zurück."

„Wartet noch, Häuptling," fuhr der junge Mann fort, „vielleicht werdet Ihr ihnen eine Antwort zu überbringen haben."

„Gut, da Feuerauge es wünscht, wird Mos-ho-ké in dem Atepelt der Bleichgesichter bis zum Morgen bleiben."

„Nein,“ unterbrach ihn Don José Moreno, der schweigend diese Unterhaltung mit angehört hatte, „Mos-ho-ké ist ein weiser und erfahrener Häuptling, er wird mit seinen weißen Freunden in den Steincalli eintreten; sein Platz ist am Berathungsfeuer, vielleicht werden die weißen Häuptlinge bald des Sachem's Rath bedürfen.“

Der Indianer lächelte stolz, als er diese freundliche Einladung vernahm, die er durchaus nicht erwartet hatte, und er folgte den mexikanischen Offizieren in die Hacienda.

Die Cuadrilla lagerte sich in dem erster Patio — Hof — wo auf Befehl Don José Moreno's den Soldaten von den Peonen Erfrischungen gereicht wurden, deren sie sehr bedurften.

II.

Mos-ho-ké.

Don Luis Morin kannte zu gut die Anhänglichkeit der Rancheros an seine Person, als daß er einem Andern die Sorge überlassen hätte, ihnen das Resultat seiner Unterhaltung mit Don José mitzutheilen. Er trat daher aus der Hacienda und begab sich zu ihnen; auf seinen Befehl verließ die Cuadrilla ihr Lager und folgte ihm; sobald sie im Patio der Hacienda in Schlachtordnung aufgestellt war, ließ Don Luis einen Kreis schließen und mit einer gewissen Bewegung, die er nicht ganz verbergen konnte, las er ihnen die erhaltene Ordre vor.

Anfangs hörten die Rancheros diese Vorlesung mit düsterm Schweigen an, aber als sie beendet war, brachen Alle wie in gemeinsamer Uebereinstimmung in Klagen und Vorwürfe aus. Durch Bitten und vernünftige Beweisgründe gelang es indessen Don Luis, sie, wenn auch nicht vollständig

zu trösten, so doch wenigstens dahin zu vermögen, ihren neuen Commandanten ohne Murren anzunehmen; indem er ihnen seine baldige Rückkehr verhieß, und als er Don Cristoval Nava befahl, unter ihnen vierzig bereitwillige Männer auszuwählen, die ihn begleiten sollten, gab ihnen dies ihre ganze Heiterkeit wieder.

Aber da bot sich eine Schwierigkeit dar, an welche Niemand gedacht hatte. Alle wollten dem Chef folgen und der Parteigänger mußte durch das Loos entscheiden lassen, welche die Auserwählten sein sollten.

Endlich war Alles zur allgemeinen Zufriedenheit beendet, und nachdem Don Luis gerührt von seiner Cuadrilla Abschied genommen hatte, kehrte er eiligst in die Zimmer der Hacienda zu Don José Moreno und den anderen Offizieren zurück, die ihn erwarteten, um sich zu Tisch zu setzen.

Die Mahlzeit war kurz und schweigsam.

Als die Gäste sich von der Tafel erhoben und zerstreut hatten, um die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, blieben Don Luis Morin, Incarnacion Ortiz, Don José Moreno und der Indianerhäuptling Mos-ho-ké allein anwesend. Sie saßen auf ihren Butacas und rauchten schweigend.

Don Luis, der von seinen Pflichten als Commandant vollkommen in Anspruch genommen

war, hatte seit dem Morgen noch nicht einen Augenblick gefunden, um offen mit seinen Freunden zu sprechen. Durch ihre Traurigkeit betrübt, empfand er natürlicherweise den lebhaftesten Wunsch, die Ursache davon zu kennen, darum beeilte er sich auch, die sich ihm endlich bietende Gelegenheit zu benutzen.

Don José antwortete nur durch einen tiefen Seufzer auf die freundlichen Fragen, welche der junge Mann an ihn richtete. Incarnacion Ortiz dagegen stand auf, legte die Hand auf die Schulter Don Luis' und sagte mit vor Schmerz gebrochener Stimme zu ihm:

„Ach! lieber Freund; während Ihrer Abwesenheit hat uns plötzlich ein furchtbares Unglück getroffen.“

„Um des Himmelswillen!“ rief der Oberst aus, „lassen Sie mich nicht länger in dieser tödtlichen Unruhe, ich bitte Sie darum, liebe Freunde, sagen Sie mir, was vorgefallen ist?“

„Wozu soll es dienen, einen brennenden Schmerz wieder zu beleben? Leider ist dieses Unglück unverbesserlich!“ antwortete kopfschüttelnd Don José.

„Unverbesserlich!“ sagte der Franzose kraftvoll, „was bedeutet diese Niedergeschlagenheit, Sennor Don José Moreno. Wissen Sie nicht, daß es für Alles ein Mittel giebt, außer für den Tod!“

„Und wenn es ein Tod wäre, um den es sich handelt?“

„Ein Tod!“ rief der junge Mann, „wer ist denn todt? Um Gottes willen, sprechen Sie!“

„Ich werde nicht die Kraft dazu haben,“ flüsterte Incarnacion Ortiz, welcher seinen Kopf in den Händen verbarg.

„So werde ich es denn sein,“ sprach seufzend Don José Moreno; „wohlan, es sei, ich werde den Muth haben, da es sein muß; überdies bedarf es nur weniger Worte.“

Der große Biber, welcher dem Anscheine nach allein gleichgültig gegen Das war, was um ihn vorging, fuhr kalt und würdig fort, sein indianisches Calumet zu rauchen.

„Nach der Einnahme von Paso-del-Norte,“ begann der Greis, „ließ ich, dem Rufe des Congresses Folge leistend, meine Tochter, trotz der dringenden Vorstellungen mehrer meiner Freunde, in meiner Hacienda-de-la-Vega zurück, unter der Obhut meines Sohnes Pedro und des Don Ramon Ochoa.

Der Platz war stark, gut mit Lebensmitteln versehen und enthielt eine zahlreiche und ergebene Besatzung; noch mehr, die Spanier waren, durch ihre letzte Niederlage gänzlich vernichtet, aus dem Lande verschwunden. Ich glaubte nichts befürchten zu müssen und reiste daher, begleitet von Incarnacion

und einigen Peonen, ab. Meine Reise dauerte zwölf Tage; was ging in der Hacienda während meiner Abwesenheit vor? Ich weiß es nicht und Niemand hat mir sichere Auskunft darüber geben können. Es scheint, daß mein Sohn und meine Tochter, einige Tage nach meiner Abreise und vollständig durch die scheinbare Ruhe des Landes sicher gemacht, ihre alte Gewohnheit wieder aufgenommen hatten, des Morgens eine Promenade in der Umgegend der Hacienda zu unternehmen, von nur einem oder zwei Dienern gefolgt. Die ersten Male verloren sie die Mauern der Wohnung nicht aus dem Gesicht, aber nach und nach wagten sie sich weiter. Ihre Ausflüge dehnten sich auf mehre Stunden aus und bald zogen sie in die umliegenden Wälder auf die Jagd aus."

„Welche Unvorsichtigkeit!" sprach Don Luis.

„Die Jugend ist vertrauensvoll und blind," versetzte Don José Moreno mit einem erstickten Seufzer; „eines Tages zwischen sieben und acht Uhr Morgens gingen mein Sohn und meine Tochter, nur von dem Haushofmeister der Hacienda und einem vertrauten Peonen begleitet, auf die Antilopenjagd. Die Stunde der Rückkehr ging vorüber, ohne daß man sie heimkehren sah; Don Ramon begann unruhig zu werden, er sandte nach allen Richtungen aus, aber Einer nach dem Andern kam zurück, ohne die Spur der Jäger entdeckt zu haben. Von hef-

tiger Angst ergriffen, zögerte Don Ramon nicht länger; trotz der späten Stunde — es war beinahe Nacht — ließ er vierzig entschlossene und gut bewaffnete Männer aufsitzen, und verließ an ihrer Spitze die Hacienda. Dieselbe Ruhe und Einsamkeit herrschte in der Umgegend von la-Vega. Don Ramon lenkte einem Gehölz zu, welches er am Morgen die Jäger hatte betreten sehen, und ließ es auf das Sorgfältigste durchforschen, ohne jedoch etwas zu entdecken. Nachdem er diesen Wald durchkreuzt hatte, gelangte er in eine ziemlich ausgedehnte, frei liegende Ebene, dann drang er in einen Chaparral, wo er seinen Peonen Befehl ertheilte, sich nach allen Richtungen zu zerstreuen. Eine geheime Ahnung sagte ihm, daß er in diesem übel berüchtigten Walde, welcher der gewöhnliche Zufluchtsort für Banditen aller Art war, wie Vaqueros, Mineros und Gambucinos, endlich die Spuren entdecken würde, welche er bereits seit mehren Stunden vergebens suchte. Leider sollten sich die Vermuthungen Don Ramon's bald in furchtbarer Weise bestätigen. Kaum hatte das Treiben begonnen, als ein Peone einen Sammelruf ausstieß. Don Ramon eilte herbei; ein entsetzliches Schauspiel bot sich seinen Blicken dar."

„Muth!" sagte Don Luis sanft, und drückte leise dem Greise die Hand.

„Drei schrecklich verstümmelte Leichname lagen

auf dem Boden: es waren die Leichen meines Sohnes, des Haushofmeisters und des Peonen, welcher sie auf die Jagd begleitet hatte. Die Waffen, welche sie noch in der Hand hielten, der auf einem ziemlich weiten Raum zerstampfte Boden, ihre todten Pferde neben ihnen, Alles bewies, daß sie erst nach einem langen und erbitterten Kampfe unterlegen waren."

„Und Donna Linda!" rief Don Luis voll Interesse.

„Meine Tochter war verschwunden."

„Ohne Zweifel sind sie überrascht worden durch eine Bande plündernder Spanier," bemerkte der junge Mann.

„Nein," erwiderte schmerzlich Don José Moreno; „die Leichname waren scalpirt, ihre Brust geöffnet, ihr Herz herausgerissen und der Körper von langen Pfeilen durchbohrt, ähnlich denen der Apachen."

„Apachen, so weit von der Grenze entfernt!" rief Don Luis überrascht aus.

„Ach! seit dem Kriege existiren keine Grenzen mehr, das wissen Sie, mein Freund. Don Ramon brachte die ganze Nacht in dem Walde zu, um die Spuren meiner Tochter wieder zu finden, aber alle Nachforschungen waren vergebens, er entdeckte nichts, und war genöthigt, mit Anbruch des Tages nach der Hacienda zurückzukehren, indem er die Leichen mitnahm, um ihnen eine christliche Begräbnißstätte zu geben."

„Aber er begnügte sich doch nicht mit seinen Nachforschungen, denke ich.“

„Oh! nein im Gegentheil, er setzte sie eifrig fort, mehre Tage hindurch, aber vergebens.“

„Ich kann nicht glauben, daß sie Donna Linda ermordet haben,“ rief Don Luis aus; „so grausam die Indianer auch sind, so tödten sie doch keine Frauen; Donna Linda ist nicht todt!“

„Nicht wahr, mein Freund,“ rief Incarnacion Ortiz aufgeregt aus, „nicht wahr, Donna Linda lebt noch!“

„Davon bin ich überzeugt, sie haben sie in der Hoffnung geraubt, von Ihnen ein großes Lösegeld zu erhalten.“

Don José schüttelte den Kopf und sagte:

„Wenn dies ihre Absicht war, warum haben sie dann nicht nach meiner Rückkehr einen Krieger an mich abgesandt, um mit mir dieses Lösegeld zu besprechen?“

„Das begreife ich nicht,“ versetzte Don Luis nachdenklich geworden, „und wenn Sie nicht so gewiß wären, daß die Schuldigen Rothhäute sind ....“

„Unglücklicherweise kann kein Zweifel darüber sein.“

„Wohlan, wer auch diese Männer gewesen sein mögen, hat man ihre Spuren bis zu einer gewissen Entfernung verfolgt?“

„Ungefähr zehn Meilen weit.“

„Und, verzeihen Sie mir diese Dringlichkeit, lieber Don José, von welcher Seite führten diese Spuren?"

„Von der Grenze aus."

Don Luis schüttelte den Kopf.

„Sie sind nicht überzeugt?"

„Wohlan nein, wenn ich es gestehen soll; ich glaube nicht, daß dieses Verbrechen von den Indianern begangen worden ist."

„Aber Sie haben offenbar Gründe, um eine solche Hypothese aufzustellen?"

„Gewiß habe ich deren; hören Sie mich an: Vor einigen Tagen fand ich mich plötzlich einem spanischen Detachement gegenüber, es fand ein heftiges Gefecht zwischen uns statt, kurz die Spanier wurden gezwungen, die Flucht zu ergreifen."

„Aber was hat das gemein mit . . . ."

„Warten Sie, diese Spanier führten in ihrer Mitte einen Palankin mit sich, in welchem sich ein Weib befand."

„Ein Weib!" riefen beide Männer überrascht aus."

„Ja, eine Mexikanerin, sie hat es uns selbst gesagt. Sie flehte weinend und schluchzend um unsre Hülfe. Leider war es uns trotz aller Anstrengung unmöglich, sie zu befreien, die Spanier zogen sie mit sich fort bei ihrer Flucht. Und wissen Sie, wer diese Cuadrilla befehligte? Kein Andrer als

Don Horacio de Balboa, der Besiegte von Paso-del-Norte!"

„Don Horacio?"

„Er selbst! Und wenn Jemand, der hier anwesend ist, sprechen wollte," — setzte er hinzu und warf einen Blick auf den Sachem, „so würde er vielleicht Ihnen mittheilen, was Sie so gern zu wissen wünschen."

„Aber diese entsetzlichen Verstümmelungen, die man an den Leichnamen vollzogen hat, haben die Apachen und Comanchen allein die Gewohnheit auszuüben ...."

„Es kann sein, Don José Moreno; was mich anbetrifft, so wiederhole ich Ihnen: meine innerste Ueberzeugung ist, daß die Rothhäute an dem Verbrechen, das Sie ihnen zuschreiben, vollständig unschuldig sind."

„Das ist in der That sonderbar," murmelte Incarnacion Ortiz.

In diesem Augenblick erhob sich der Indianer, steckte sein Calumet in seinen Gürtel und trat einige Schritte vor.

„Mos-ho-ké will reden," sagte er mit dumpfer Stimme.

Die drei Männer wandten sich überrascht zu ihm.

„Es ist ein Sachem, der das Wort nehmen will," fuhr er fort, „werden ihn meine weißen Brüder hören?"

„Wir hören Euch, Häuptling,“ entgegnete Don Luis im Namen Aller.

„Die Bleichgesichter mögen ihre Ohren öffnen,“ begann der Indianer wieder; „Mos-ho-ké hat keine lügnerische Zunge, der große Geist hat die Haut seines Herzens geraubt und sein Blut ist ebenso roth als die Frucht des Chirimoya, die bleiche Jungfrau mit den Azuraugen ist nicht todt. Mos-ho-ké bestätigt es, und Wacondah weiß, daß Mos-ho-ké niemals lügt.“

„Sprecht um des Himmels willen,“ rief Don José.

„Woher wißt Ihr, daß sie lebt, Häuptling?“ sprach Incarnacion und stürzte auf ihn zu.

„Mos-ho-ké ist kein altes schwatzhaftes Weib,“ begann der Indianer von Neuem, „was er sagt, ist wahr, er hat den Kampf mit seinen Augen gesehen, er war da.“

„Wie!“ rief Don Luis im Tone des Vorwurfs, „Ihr waret dabei, Häuptling, und Ihr habt nicht versucht, dieses unglückliche junge Mädchen zu vertheidigen?“

Der Indianer lächelte verächtlich.

„Hat Mos-ho-ké zwanzig Arme, um gegen seine Feinde zu kämpfen? Konnte er gewinnen, wo vierhundert Reiter unterlagen?“ antwortete er. „Nein, der Sachem ist tapfer, aber nicht thöricht.“

„Aber wie kam es, daß Ihr dabei gewesen

seid, Häuptling?" fragte Don Luis wieder, indem er durch einen Wink seinen Freunden Geduld empfahl.

„Ein Nichts setzt die Bleichgesichter in Erstaunen; Mos-ho-ké war durch die weißen Häuptlinge an Feuerauge gesandt; obwohl er zu derselben Zeit wie das graue Haupt von dem großen Steindorf der Bleichgesichter aufgebrochen war, hatte er dennoch den alten Häuptling weit hinter sich gelassen."

„In der That," bekräftigte Don José, „der große Biber hat die Stadt mit mir zur selbigen Zeit verlassen, ich erinnere mich dessen jetzt."

„Wer kann dem Laufe Mos-ho-ké's gleichkommen!" versetzte der Indianer mit stolzem Lächeln, „sein Schritt gleicht dem Fluge des Adlers, er hinterläßt keine Spuren und geht immer in gerader Linie. Die Sonne hatte jeden Schatten der Bäume aufgesogen in dem Augenblick, als der Häuptling den Chaparral verließ, die Erde glühte; Mos-ho-ké suchte Schutz unter einem Mahagonibaum, um die größte Hitze des Tages vorübergehen zu lassen, er zog den Pennekann aus seiner Jagdtasche und begann zu essen. Ein leises Geräusch bebte durch das dichte Gebüsch, der Häuptling hob den Kopf in die Höhe und schaute aufmerksam um sich. Da erblickte er mehre Männer, wenigstens dreißig, welche durch die Bäume schlichen

und sich zu beiden Seiten des Weges in einen Hinterhalt legten. Der Indianer ist schlau, er erkannte, daß die Männer sich auf dem Kriegspfade befanden; so verlor er sich in einem Gebüsch, um nicht bemerkt zu werden; denn die Männer würden ihn getödtet haben, wenn sie ihn entdeckt hätten. Eine Stunde verfloß, ohne daß das geringste Geräusch die Stille störte; nach Verlauf dieser Zeit vernahm man den Hufschlag mehrer Pferde und heitere Stimmen erreichten das Ohr des Häuptlings. Er hob ein Wenig den Kopf in die Höhe und erkannte Diejenigen, welche sich näherten. Es waren vier Personen, drei Männer und eine Frau, die Frau war die bleiche Jungfrau mit den Azuraugen. Plötzlich stürzten sich die im Hinterhalt liegenden Krieger mit lautem Geschrei auf die Ankommenden, obwohl überrascht, versuchten diese jedoch nicht zu fliehen, überdies umringten sie ihre Feinde von allen Seiten; diese kämpften tapfer: mehre Krieger, wenigstens zehn, fielen unter ihren Schlägen; aber was konnten sie thun? Nachdem sie mehre ihrer Feinde getödtet hatten, fielen auch sie und unterlagen der Uebermacht. Die Jungfrau blieb allein übrig und ohne Vertheidigung, man wickelte sie in eine Zarapé, band sie fest um den Körper mit einem Lasso und legte sie auf die Erde nieder. Der Häuptling der Krieger näherte sich darauf seinen auf der Erde

hingestreckten Feinden und überzeugte sich, daß sie wirklich todt waren. „Kinder," sprach er hierauf zu den Seinigen, in spanischer Sprache, „laßt uns den Scalp von diesen Leichnamen nehmen und Pfeile in ihre Körper stecken, damit man vermuthet, daß sie unter den Schlägen der Bravos-Indianer gefallen sind."

„Es waren also keine Apachen?" rief Don José Moreno aus.

„Es waren Spanier," entgegnete kalt der Indianer, „Feuerauge hat es bereits meinem Vater gesagt und er hat sich nicht geirrt; darauf ließ der Häuptling die Leichen seiner im Kampfe getödteten Gefährten auf Pferde laden und nahm selbst das junge Mädchen auf seine Schulter. Alle sprengten im Galopp davon und waren bald im Dickicht verschwunden."

„Oh! dieser Mensch! dieser Elende, ich würde mein ganzes Vermögen darum geben, ihn zu kennen," rief Don José schmerzerfüllt aus.

„Ich würde mein Leben darum geben!" sprach Incarnacion Ortiz.

„Wenn meine weißen Brüder es wünschen, so wird ihn Mos-ho-ké wiederfinden," bemerkte kalt der Indianer.

„Ihr, Häuptling! Oh! Gott hört Euch! aber wer weiß, wohin er sich nun geflüchtet hat? Der Raub hat schon vor langer Zeit stattgefunden.

Nein, nein, es ist unmöglich; diese Aufgabe geht über unsere Kräfte."

Der Indianer lächelte ironisch.

„Sobald Mos=ho=ké allein geblieben war," begann er wieder, „gab ihm der Wacondah den Gedanken ein, von den Fußtapfen des Häuptlings und des einen seiner Gefährten Abdrücke zu nehmen; dies genügt; sobald Mos=ho=ké den Anfang einer Spur hat, gelangt er immer an das Ende derselben."

„Eure Worte, Häuptling, geben mir beinahe die Hoffnung wieder," rief Don José Moreno aus.

Der Indianer verneigte sich lächelnd.

„Mein Vater, das graue Haupt, hoffe," sagte er, „überdies hat der Sachem nicht Alles gesagt, wollen meine Brüder noch zuhören?"

„Sprecht, um des Himmelswillen! Sprecht!" riefen sie wie aus einem Munde.

„Mos=ho=ké kam zu Feuerauge und entledigte sich der Mission, die ihm die Bleichgesichter anvertraut hatten; man brach auf, um sich nach Ojo-Lucero zu begeben; wie immer, durchforschte der Häuptling den Weg. Eines Tages, während die Weißen schliefen, zog Mos=ho=ké, anstatt bei ihnen zu bleiben, es vor, zu jagen. Er kehrte zu seinen Freunden zurück, als er eine Spur entdeckt hatte; Weiße hatten auf der Stelle gelagert, wo er sich

befand, der Häuptling betrachtete diese Spur. Unter den zahlreichen auf der Erde zurückgelassenen Fußtapfen entsprachen zwei den von Mos-ho-ké in dem Chaparral genommenen Abdrücken; er hatte die Räuber und ihr Opfer wiedergefunden. Wie Feuerauge gesagt hat, es war der Mann, Don Horacio genannt, welcher die bleiche Jungfrau entführt hat, er ist es und kein Anderer, der Sachem ist dessen gewiß."

„Aber wie kommt es denn, Häuptling, daß Ihr Euch weigertet, mir zu antworten, da ich Euch mehrmals befragt habe?" rief der junge Mann zornig aus.

„Mos-ho-ké verweigerte eine Antwort, weil Feuerauge, wenn er gesprochen hätte, sogleich die Gachupines verfolgt haben würde, und seine Pflicht forderte, daß er sich hierher zuerst begab. Auch war der Sachem der Spur der Gachupines ziemlich weit nachgegangen, um sicher zu sein, sie wieder aufzufinden, wenn es nöthig war. So gut verborgen er auch sein mag, wird Keiner in der Wildniß den Blicken eines Comanchen-Kriegers entgehen, wenn dieser ihn entdecken will. Der Häuptling wird die bleiche Jungfrau wieder finden."

„Oh! Häuptling, wenn Ihr mir meine Tochter wieder zurückgebt! . . . ."

„Mos-ho-ké hat sein Wort gegeben," unterbrach

ihn der Indianer, „er wird sein Versprechen halten, mein Bruder fasse Muth!“

Von Bewegung überwältigt, sank Don José beinahe ohnmächtig auf einen Fauteuil; seine beiden Freunde eilten ihm zu Hülfe.

„Die Bleichgesichter sind Weiber,“ murmelte der Indianer, indem er sie mit unbeschreiblicher Verachtung anblickte, „sie wissen weder in der Freude noch im Schmerze stark zu sein.“

Die Ohnmacht Don José Moreno's dauerte ziemlich lange Zeit, um seinen Freunden ernste Unruhe zu verursachen; Dank ihrer freundlichen Sorge indessen kehrte er allmählich zum Bewußtsein zurück.

„Oh! dieser Don Horacio!“ flüsterte er in jedem Augenblick mit herzzerreißendem Schmerz.

„Er wird der Strafe nicht entgehen, welche er verdient hat, mein Freund,“ riefen die beiden jungen Männer aus.

„Verzeihen Sie mir diese Schwäche; der Schlag ist zu hart gewesen und dann bin ich alt und leide sehr; haben Sie Dank für Ihre Sorge,“ antwortete er und richtete sich in seinem Fauteuil auf; „aber jetzt fühle ich mich vollständig wieder hergestellt; lassen Sie uns unverzüglich die Vorbereitungen zu unsrer Expedition treffen.“

„Alles ist bereit; wir können aufbrechen, so-

bald Sie die Ordre dazu ertheilen," entgegnete Don Luis.

„So soll es morgen sein, denn wir haben keinen Augenblick zu verlieren; ich habe eine heilige Pflicht zu erfüllen, welche keinen Aufschub duldet."

„So sei es, morgen mit Anbruch des Tages wollen wir uns auf den Weg machen."

„Und Ihr, Häuptling, was gedenkt Ihr zu thun?" fragte Don José Moreno den Indianer, welcher kalt und ruhig neben ihm stand.

„Das graue Haupt denke nicht an den Sachem," erwiderte die Rothhaut sanft, „sobald mein Vater seiner bedarf, wird er ihn an seiner Seite finden."

„So geht, Häuptling, ich weiß, daß Ihr ein Mann von Herz seid und durchaus ergeben Euren Freunden; ich vertraue Euch, handelt, wie es Euch gut dünkt, Ihr seid frei!"

„Mein Vater hat gut gesprochen, der Sachem dankt ihm, von heute in vier Tagen wird das graue Haupt Mos=ho=ké wiedersehen, bis dahin fasse er Muth, der Häuptling wird ihm gute Nachrichten mitbringen."

Nachdem er diese Worte in der seinem Volke eigenthümlichen hochtrabenden Weise ausgesprochen hatte, grüßte der Indianer ernst die drei Mexikaner und verließ langsamen Schrittes den Saal.

„Haben Sie wirklich Vertrauen zu diesem Manne?" fragte Don Luis darauf Don José.

„Sie kennen die Rothhäute nicht, mein Freund," antwortete der Greis, „sie lieben oder sie hassen; sie sind vollkommen in ihren Gefühlen, wie die Natur, in der sie leben; ihre Hingebung ist offen und ohne Hintergedanken."

„Gott gebe es," flüsterte der junge Mann mit geheimer Ungläubigkeit.

III.

Das Lager.

Einige Meilen höchstens von dem Präsidio-del-Norte vereinigen sich die hellen Gewässer des Rio-Conchos mit den gelben und schlammigen des Rio-Grande; das Thal ist in einen Wall von hohen und schroffen Felsen eingeschlossen, die nur einen schmalen Raum für den Fluß lassen. Der Rio-Grande stürzt darauf in zahlreichen Wasserfällen herab.

Der übrigens ziemlich beschränkte Horizont ist durch Berggruppen begrenzt, welche die seltsamsten Formen darstellen, wie Thürme, Pyramiden, Glockenthürme und Zinnen, und der Landschaft etwas Fremdartiges verleihen, was sich unmöglich beschreiben läßt.

An dem zweitfolgenden Tage nach den im vorhergehenden Kapitel mitgetheilten Ereignissen zu Ojo-Lucero, war ein bedeutendes Lager in der Wildniß auf dem rechten Ufer des Rio-Grande

aufgeschlagen, in der Mitte der Landschaft, welche wir zu skizziren versucht haben.

Dieses nach indianischer Art eingerichtete Lager umfaßte einen ziemlich beträchtlichen Raum, mehre Feuer brannten in gewissen Entfernungen von einander, und rings um dasselbe lagen oder kauerten seltsam durch die Flammen beleuchtete Männer; ein Wenig bei Seite fraßen die Pferde, welche an Pfähle befestigt und gefesselt waren, mit vollem Maule Alfalfa und Mais. Ein Zelt von zusammengenähten Büffelhäuten, mit verschiedenen Farben bemalt, erhob sich in der Mitte des Lagers.

Es war gegen acht Uhr Abends; der tiefblaue Himmel funkelte von Sternen, der beinahe volle Mond schien in dem Aether zu schwimmen, und sandte auf die Erde ein sanftes, weißes Licht herab.

Da sprengte plötzlich ein Reiter aus einem engen Hohlwege hervor und galoppirte in das Lager hinein, ohne von den Wachtposten angehalten zu werden, die ihn, als er vorüberritt, schweigend grüßten. Bei den Feuern angekommen, stieg der Reiter ab und verließ sein Pferd, welches ein Mann sogleich am Zügel ergriff, und ging mit raschen Schritten auf das Zelt zu.

Nachdem er den Vorhang aufgehoben, blieb er einen Augenblick unbeweglich stehen, sei es, daß er durch den Respect zurückgehalten wurde, oder viel-

mehr daß das Schauspiel, welches sich plötzlich seinen Blicken darbot, ihn unwillkürlich mit Bewunderung erfüllte.

Das Innere des Zeltes war ziemlich geräumig und mit allem Luxus meublirt, welchen eine so ungewisse Wohnung gestattete.

Auf den ersten Blick erkannte man leicht, daß dieser Ort einem jungen Mädchen als Zufluchtsstätte diente.

Eine Matte bedeckte den Boden, kostbare Meubel standen hier und dort in scheinbarer Unordnung umher, eine gewundene Franse von Goldfäden hing in der Mitte des Zeltes herab und hielt eine seltsam ciselirte silberne Lampe. In einer Hängematte von Aloefäden wiegte sich gemächlich ein junges Mädchen, während eine junge Indianerin ihr Kühlung mit langen Federn zufächelte und eine zweite mit melodischer Stimme ein Tristo sang und sich auf der Jarabé begleitete, — eine Art Mandoline, die in Mexiko sehr gebräuchlich ist. —

Dieses junge Mädchen, welches auf der Hängematte lag, in eine Spitzenwoge gehüllt, war Donna Linda Moreno.

Bei dem unvermutheten Eintritt des Reiters unterbrach die Sängerin plötzlich ihr Lied und ihre Gefährtin hörte auf, die Hängematte in eine schaukelnde Bewegung zu setzen.

„Sollte ich so unglücklich sein, Sennorita, durch meine Gegenwart Ihre unschuldigen Vergnügungen zu stören?“ sagte ehrerbietig der Reiter.

Donna Linda wandte sich halb zu ihm und blickte ihn mit Verachtung an.

„In keiner Weise, Sennor Don Horacio de Balboa,“ antwortete sie; „was geht mich Ihre Gegenwart an?“

„Sie sind hart gegen mich, Sennorita.“

„Freilich wahr,“ gab sie mit einem spöttischen Lachen zur Antwort; „ich mache einen schlechten Gebrauch von meiner Schwäche, nicht wahr? — daß ich die Verachtung blicken lasse, die Sie mir einflößen. Was wollen Sie, Sennor! es ist mir unmöglich, mich daran zu gewöhnen, einen alten Diener meiner Familie als meinen Gebieter anzuerkennen.“

„Oh! Sennorita!“

„Sage ich nicht die Wahrheit, oder haben Sie etwa die lange Zeit vergessen, welche Sie im Dienste meines Vaters als Peone oder Tigrero, ich weiß nicht mehr was, zugebracht haben?“

„Ich habe nichts vergessen, Sennorita, und der Respect; mit dem Sie umgeben sind, ist der Beweis dafür.“

Das junge Mädchen lächelte bitter und mit einer Geberde der Langweile sagte sie:

„Gedenken Sie lange hier zu bleiben?“

„Das wird von Ihnen allein abhängen, Sennorita.“

„Oh wenn es so ist, so steht es Ihnen frei, sich augenblicklich zu entfernen, Sennor, ich halte Sie nicht zurück.“

„Verzeihen Sie, Sennorita, Sie haben mich nicht verstanden; ich wünsche eine kurze Unterredung mit Ihnen zu haben.“

„Was soll es nützen, auf einen Gegenstand zurückzukommen, der längst erschöpft ist; habe ich Ihnen nicht zwanzigmal gesagt, daß mein Entschluß unerschütterlich ist und daß meine Antwort immer dieselbe sein wird?“

„Ich hoffte, daß Sie über meine Vorschläge nachdenken würden.“

„Ich habe überlegt, Sennor, von dem Augenblicke an, da ich in Ihre Macht fiel; ich erkenne an, daß die Gewalt auf Ihrer Seite ist; Sie können also Ihre Position benutzen, um mich gefangen zurückzuhalten; aber niemals, hören Sie wohl, werden Sie mich zwingen, eine meiner unwürdige Handlung zu begehen.“

„Also nichts kann Sie bewegen, Sennorita!“ sprach Don Horacio mit zusammengepreßten Lippen.

„Nichts, Sennor; ich habe die Ueberzeugung, daß der gerechte und gute Gott mich nicht verlassen wird.“

Don Horacio war im Begriff zu antworten, als der Vorhang des Zeltes aufgehoben wurde und ein Abenteurer erschien.

„Capitain," meldete ehrerbietig der Soldat, nachdem er seinen Chef begrüßt hatte, „ein Bravo-Indianer, welchen ich wieder zu erkennen geglaubt habe, hat sich soeben am Eingang des Lagers gezeigt; er behauptet, daß Sie ihm ein Zusammentreffen für heute Abend hier an dieser Stelle festgesetzt haben."

„Es ist so," versetzte der Capitain mit schlecht unterdrückter Freude. „Ich erwartete ihn noch nicht so bald, aber bei Gott! er sei willkommen," und er wendete sich zu Donna Linda, vor der er sich mit bösem Lächeln und ironischem Respect verbeugte und fuhr fort: „Entschuldigen Sie mich, Sennorita, ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Gott wache über Ihren Schlummer; ich entferne mich, morgen mit Anbruch des Tages werden wir unsere Reise fortsetzen."

Kaum war der Capitain verschwunden, als in der anderen Ecke des Zeltes die Büffelhaut durch einen Dolchstoß auf eine Länge von ungefähr zehn Zoll durchschnitten wurde: eine Hand fuhr durch die Oeffnung und ein Stein rollte leicht bis zu der Hängematte des jungen Mädchens.

Die beiden Dienerinnen stießen einen Schreckensruf aus; aber Donna Linda winkte ihnen, zu

schweigen, und rasch auf die Erde springend, hob sie mit einem Schauer der Freude den Stein auf, an welchem ein Papier befestigt war.

„Ah!" flüsterte sie, „sollte ich wahr gesprochen haben, und die Stunde der Befreiung sich nahen? Oh! Ja," rief sie aus, „es ist die Handschrift meines Vaters? Gott sei gelobt!"

Und sie las:

„Muth, meine geliebte Tochter; Deine Freunde wachen, bald werden sie bei Dir sein."

„Dein unglücklicher Vater
José Moreno."

Dann war als Postscriptum hinzugefügt:
„Verbrenne diesen Brief."

Donna Linda hob die Augen zum Himmel empor mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Glückes; sie verbrannte das Papier an der Flamme der Lampe, wie ihr dies empfohlen war, und kniete darauf vor ihrem Betstuhl nieder; die beiden jungen Indianerinnen folgten ihrem Beispiel.

„Nun," fragte Don Horacio den Soldaten, welcher draußen vor dem Zelte wartete, „wo ist der Indianer?"

„Hier, Capitain, bei dem Feuer, wo ich ihn von einigen unserer Leute bewachen ließ."

„Vortrefflich," antwortete der Spanier und ging mit raschem Schritte auf das Feuer zu; „führt

Eure Leute fort und laßt mich mit ihm allein; jedoch entfernt Euch nicht zu weit."

Der Indianer hockte vor dem Feuer, in seine Zarapé gehüllt und die Arme über die Brust gekreuzt.

Auf einen Wink des Capitains entfernten sich die Männer, welche über die Rothhaut wachten.

Don Horacio betrachtete einige Secunden lang aufmerksam den Indianer, dann setzte er sich ihm gegenüber auf einen Büffelschädel und nachdem er vergebens versucht hatte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, entschloß er sich endlich, das Wort zu ergreifen.

„Seid willkommen in meinem Lager, Häuptling," sagte er zu ihm; „ich freue mich, Euch zu sehen, Ihr seid bei einem Freunde."

Der Indianer richtete den Kopf empor und schaute mit glühendem Blicke auf den Spanier.

„Haben die Yorris die Gewohnheit, die Freunde, welche sie besuchen, von bewaffneten Männern bewachen zu lassen?" antwortete er mit hohler Stimme.

„Nein, doch nicht; aber wir befinden uns in der Wildniß, Häuptling; von Feinden umgeben, welche nur auf eine günstige Gelegenheit warten, um uns anzugreifen; wir müssen wachen. Hat sich mein Bruder über irgend eine Beleidigung zu beklagen, seitdem er mein Lager betreten?"

„Mos=ho=ké ist ein mächtiger Häuptling und ein gefürchteter Krieger; der Mann, der es gewagt haben würde ihn zu beleidigen, würde nicht mehr am Leben sein," erwiderte der Indianer mit trockener und hohler Stimme.

„Gut! Mein Bruder ist tapfer im Kampfe, ich weiß es, aber er ist auch weise am Berathungsfeuer, wird er mit seinem bleichen Bruder rauchen?"

„Mos=ho=ké wird rauchen," antwortete lakonisch der Indianer.

Er zog sein Calumet aus seinem Gürtel, stopfte es mit Moriché, zündete es mit einem Medizinstab an und begann ernst den Rauch einzuathmen, ohne das Calumet dem Capitain zu reichen.

Dieser bemerkte oder wollte diese Verletzung der heiligsten Gewohnheit der Prairie nicht bemerken, er zog eine vortreffliche Regalia aus seiner Cigarrentasche und begann gleichfalls zu rauchen, indem er den Lakonismus des Häuptlings nachahmte.

Dennoch war es Don Horacio, welcher nach einer Weile das Gespräch wieder aufnahm.

„Gedenkt mein Bruder seine jungen Männer bald zur Büffeljagd auszusenden in die westlichen Prairien?" fragte er.

„Die jungen Männer von Mos=ho=ké sind bereits seit einem Monat auf dem Pfade der Jagd," entgegnete ernst der Indianer; „die Weiber haben

sich in den Winteratepelt zurückgezogen, der Häuptling würde selbst aufgebrochen sein, wenn das Bleichgesicht nicht eine Zusammenkunft von ihm verlangt hätte."

„Ich danke dem Häuptling, daß er gekommen ist, und hoffe, daß wir uns verständigen werden."

„Vielleicht; was wünscht das Bleichgesicht?"

„Nur eins."

„Und was ist dies?"

„Kann der Häuptling über einige Tage verfügen?"

„Der Sachem ist frei."

„Gut, so will ich mich näher erklären."

„Die Ohren des Häuptlings sind geöffnet."

„Wird mein Bruder einwilligen, meine Cuadrilla mit einigen seiner Krieger in die Prairie zu führen bis zu der Lagune-del-Lagarto?"

„Warum sollte Mos-ho-ké dies nicht thun? Der See Lagarto ist nahe bei den Dörfern seines Volkes."

„So kennt Ihr wohl diesen Ort, Häuptling?" sagte der Capitain mit schlecht unterdrückter Freude.

Der Indianer neigte bejahend das Haupt.

„Was wird mein Bruder geben?" fragte er.

„Ich werde zehn Flinten geben mit fünfzig Ladungen Pulver für jede; zwanzig Säcke mit Kugeln, zweihundert Ellen Stoff zu Kleidern für die Ciualts — Weiber — und drei Dutzend Scalpmesser, ver-

fertigt durch die großen Herzen des Ostens. Was sagt mein Bruder zu diesen Vorschlägen?"

„Der Häuptling sagt: es ist gut."

„Er nimmt es also an?"

„Ja, aber unter einer Bedingung."

„Welche ist das?"

„Das bleiche junge Mädchen, welches der weiße Häuptling gefangen hält, soll dem Sachem übergeben werden, drei Tage nach der Ankunft der Yorris bei dem See del=Lagarto."

„Wie!" rief der Offizier überrascht aus, „was meint Ihr, Häuptling?"

„Mos=ho=ké's Calli ist leer, er bedarf eines Weibes, um das Wildbret zu bereiten und seine Nahrung zu kochen; er will die Gefangenen."

Es herrschte ein langes Schweigen, Don Horacio überlegte.

Endlich zeigte sich ein boshaftes Lächeln auf seinen Lippen und er erhob den Kopf.

„Ich werde sie Euch geben, Häuptling," sagte er. „Aber Ihr werdet mir als Führer dienen."

„Der Sachem hat sein Versprechen gegeben. Wann wird das Bleichgesicht die Geschenke austheilen?"

„Sobald wir bei dem See ankommen."

„Die Bleichgesichter sind mißtrauische Hunde," sprach der Indianer mit bebendem Zorn, „Mos=ho=ké wird nicht mit ihnen unterhandeln."

„Was verlangt denn der Häuptling?" fragte der Spanier leicht erbleichend.

„Nichts, da das Bleichgesicht kein Vertrauen in das Wort eines Häuptlings setzt."

„Ihr irrt Euch, ich werde thun, was Ihr wünscht."

„So soll es nicht sein," erwiderte der Häuptling nach einem Augenblick des Schweigens, „Mos-ho-ké wird dem Bleichgesicht beweisen, daß er eine Beleidigung zu rächen weiß! Zehn meiner jungen Männer sollen morgen in sein Lager geführt werden durch die Antilope, einen berühmten Krieger meiner Nation, sie werden die Bleichgesichter bis zu der Lagune begleiten."

„Und Ihr, Häuptling, wollt Ihr nicht mit uns kommen?"

„Mos-ho-ké wird erscheinen, so bald es Zeit dazu ist; die Yorris werden ihn an dem See wiedersehen, der bleiche Häuptling wird meinen jungen Kriegern kein Geschenk machen, Mos-ho-ké will es so. Nimmt das Bleichgesicht diese Bedingungen an?"

„Ja, ich nehme sie an, Häuptling, aber ich bedaure, daß Ihr meine Absichten mißverstanden habt; sie sind redlich und ich wiederhole Euch, ich bin bereit, Euch wenn es sein muß, augenblicklich zu geben, was Ihr wünscht."

„Mos-ho-ké hat gesprochen," erwiderte ernst der Indianer, indem er sich erhob, „er ist kein schwatz-

haftes altes Weib; was er gesagt hat, wird er thun."

Mit einer majestätischen Geberde nahm er Abschied und entfernte sich langsamen Schrittes aus dem Lager, ohne daß Jemand ihn anzuhalten versuchte.

„Verflucht!" rief Don Horacio aus, indem er mit dem Blicke dem Häuptling folgte, „es ist unmöglich, jemals diese verdammten Heiden zu verstehen, noch ihre Gedanken zu errathen. Nun, hoffen wir, daß dieser mir treu sein wird, ich muß mich ihm vertrauen, denn er allein vermag es, mich sicher zu dem Orte zu führen."

Nach diesen Gedanken wickelte er sich in seinen Mantel, legte sich neben dem Feuer nieder und war bald darauf eingeschlafen.

Am nächsten Morgen kamen etwas vor Aufgang der Sonne zehn Comanchenkrieger in das Lager unter Anführung eines Häuptlings.

Diese Krieger waren die Führer, welche der Sachem Don Horacio de Balboa versprochen hatte.

Einige Minuten später hob der Capitain sein Lager auf und drang entschlossen in die Wildniß an der Spitze seiner Cuadrilla.

IV.

Die Comanchen.

Gegen die Gewohnheit der mexikanischen Machthaber, welche die einfachsten Geschäfte in die Länge zu ziehen wissen, war der Capitain Frias — offenbar bemüht, seine Ergebenheit zu zeigen — mit einer solchen Raschheit zu Werke gegangen, daß am festgesetzten Tage und fast zur bestimmten Stunde Alles in Ojo-Lucero bereit war zu dem beabsichtigten großen Ausfluge in die Prairien.

Die Truppe, welche unter unmittelbarem Befehl von Don José Moreno, Don Luis Morin, Don Incarnacion Ortiz und Don Cristoval Nava stand, war aus neunzig Männern gebildet, die mit der größten Sorgfalt ausgewählt, entschlossen und erfahren waren, und alle Forderungen des Lebens in der Wildniß und ihre Schleichwege aus dem Grunde kannten.

Als die Caravane sich in der Richtung des Rio-Grande in Bewegung setzte, bot sie einen der

malerischesten und ergreifendsten Anblicke dar. Man hätte glauben können, daß eine jener Barbarenhorden, welche aus den Mäotischen Sümpfen kamen, sich im Mittelalter nach dem Abendlande wendete.

Menschen und Thiere waren vollständig verwandelt.

Auf den ausdrücklichen Befehl Don José Moreno's hatte jeder die Tracht der Waldläufer angelegt; die weiten Beinkleider von Damhirschleder reichten bis auf den Knöchel, in dem Gürtel von der Haut des Alligators steckte ein langes Messer, ein Beil, ein mit Pulver gefülltes Büffelhorn und ein Sack mit Kugeln. Eine Kattunblouse bedeckte den Oberkörper und der Kopf wurde durch eine Mütze von Biberhaar geschützt. Jeder trug außerdem eine Jagdtasche, die seine Lebensmittel enthielt, einen amerikanischen Rifle und eine Machete ohne Scheide, mit gerader und breiter Klinge, welche in einem an den Gürtel genieteten eisernen Ringe hing.

Der Putz der Pferde schien noch seltsamer; ihr mit Perlen und Federn geschmücktes Geschirr, ihr geflochtener Schweif und Mähne mit Bändern in den schreiendsten Farben, die hier und da auf ihren Körpern zerstreuten bunten Flecke gaben ihnen ein seltsames Aussehen. Neben dem Bockleder und der Alforja, eine Art Quersack von Leinwand mit doppelten Taschen, welche das Wasser und die

Vorräthe enthielten, hing die zusammengerollte lange Reata von geflochtenem Leder, diese furchtbare Waffe der mexikanischen Abenteurer. Endlich folgten zwei freie Manadas, von einer Mutterstute oder Yegua madrina mit dem Glöckchen am Halse geführt, der Caravane unter der Leitung einiger Vaqueros. Diese Manadas bestehen aus Pferden zur Auswechslung für die Reiter und aus den zum Transportiren des Gepäcks bestimmten Maulthieren; sie bildeten ungefähr eine Truppe von dreihundert Thieren.

Eines Morgens, ein Wenig nach Sonnenaufgang verließ die Expedition Ojo-Lucero und schlug in guter Ordnung die Richtung nach dem Rio-Grande-Bravo-del-Norte ein.

Trotz der frühen Stunde war ihre Abreise beinahe ein Triumphzug; fast alle Bewohner des Dorfes, Männer, Weiber und Kinder versperrten die engen Straßen des Pueblo und begrüßten mit ihren freudigen Vivats und ihren Wünschen für eine glückliche Rückkehr die kühnen Abenteurer.

Die Rancheros der Cuadrilla Don Luis Morin's machten es sich zur Ehre, ihren Chef bis beinahe vier Meilen von dem Dorfe zu begleiten; sie willigten erst ein, umzukehren und nach ihrem Lager zurückzugehen, als der junge Colonel ihnen auf seine Ehre versichert hatte, daß sie ihn noch vor

Da erst machten die braven Leute Halt, stießen ein letztes Hurrah aus, und entluden alle zugleich ihre Carabiner; darauf ritten sie in der Richtung des Pueblo's eiligst davon und waren bald in einer dichten Staubwolke verschwunden.

Am Abend lagerte die Truppe an dem Ufer des Flusses; die Bivouacfeuer waren angezündet, die Pferde abgesattelt und an Pfähle befestigt, und Jeder richtete sich für die Nacht ein.

Don José Moreno, Don Incarnacion, Don Luis und Don Cristoval Nava hatten alle vier sich um dasselbe Feuer gesetzt.

Als die Abendmahlzeit beendet war und jeder seine Cigarrette angezündet hatte, nahm Don José Moreno, welcher den ganzen Tag über kaum einige Worte gesprochen hatte, das Wort und sagte:

„Caballeros, morgen mit Tagesanbruch werden wir über den Fluß setzen, und in die Prairien dringen; das heißt wir werden den Boden der Civilisation verlassen, um vielleicht für eine ziemlich lange Zeit den der Barbarei zu betreten; erlauben Sie mir daher, Ihnen in Bezug darauf einige Bemerkungen zu machen."

„Wir hören," antworteten die Offiziere sich verneigend.

Don José fuhr fort:

„Vor Allem soll die strengste Disciplin unter uns herrschen; wir müssen uns sorgfältig zu schützen

suchen, aufmerksam unsere Lastthiere hüten und in einem Umfang von mehren Meilen die Zugänge zu den Lagern bewachen. Ich darf es Ihnen nicht verschweigen, Caballeros, daß die Expedition, welche wir versuchen, außerordentlich schwierig ist; ich will mehr sagen, sie ist beinahe unmöglich, nur durch Muth und Beharrlichkeit können wir hoffen, sie zu einem glücklichen zu Ende führen; ich rechne auf Ihre Ergebenheit und Aufopferung."

„Sennor Don José Moreno," antwortete Don Luis in seinem und seiner Gefährten Namen, „unsere Mitwirkung gehört Ihnen ohne Ausnahme, Sie können nach Ihrem Belieben über uns verfügen."

„Ich danke Ihnen, Caballeros, ich hatte die Ueberzeugung, daß es so sein würde, allein ich war es mir selbst schuldig, zu Ihnen zu sprechen, wie ich es gethan; man muß die Dinge auch von der schlimmsten Seite betrachten und die Zukunft schwärzer sehen, als sie in Wirklichkeit ist. Ich hoffe, ja, ich rechne sogar darauf, ein Bündniß mit den Indianern zu schließen; wenn dies geschieht, sind wir gerettet, und ich fürchte mich nicht, zu behaupten, daß der Erfolg unsrer Expedition gesichert sein wird. Allein in dieser Beziehung bleibt mir noch übrig, Ihnen eine letzte und wichtige Mittheilung zu machen. Sobald wir mit den Indianern in Berührung kommen werden — und dies wird wahr-

scheinlich bald der Fall sein — werden Sie mich eine Rolle spielen sehen, die Ihnen ohne Zweifel seltsam erscheinen wird, Ihnen als civilisirten Männern, welche von der Geschichte meiner Familie nur Das wissen, was Jedermann weiß, kurz sehr wenig; deshalb, was auch geschieht, was ich thue oder sage, lassen Sie kein Erstaunen blicken, denn Sie werden bald Aufklärung über mein Benehmen erhalten, das Ihnen Anfangs ungewöhnlich erscheinen könnte."

„Wir verehren Sie so tief, mein lieber Vetter, daß wir uns nicht erlauben würden, Ihre Handlungen zu controliren, noch die leiseste Bemerkung über dieselben zu machen, fürchten Sie daher nichts," sagte Incarnacion Ortiz.

„Ich rechne sehr für das Gelingen meiner Pläne auf die Ergebung eines Mannes, den Sie kennen, ich meine den großen Biber."

„Dieser Häuptling ist ein Mann von Charakter und Intelligenz, ich achte ihn aufrichtig," sagte Don Luis lebhaft.

„Bei mehren Gelegenheiten habe ich ihn sogar auf die Probe gestellt und immer bin ich mit ihm zufrieden gewesen," bemerkte Don José; „gebe Gott, daß es dieses Mal eben so ist."

„Ich möchte mit meinem Kopfe für ihn einstehen," rief Incarnacion feurig aus.

„Warten wir noch mit unserm Urtheil über ihn;

morgen werden wir wahrscheinlich wissen, woran wir sind. Das, Caballeros, ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte, ich danke Ihnen, daß Sie mir mit so vieler Höflichkeit Gehör geschenkt haben. Aber es ist spät, die Stunde der Ruhe gekommen, Gott gebe Ihnen einen erquickenden Schlaf."

Nachdem noch einige Arme voll Holz auf das Feuer geworfen waren, wickelte sich Jeder in seine Decke und streckte sich auf dem Boden aus; nur Don Cristoval erhob sich, um die Wachposten zu besichtigen und sich zu überzeugen, daß im Lager Alles in Ordnung war.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch, setzte die Caravane, wie es verabredet worden, über den Fluß und traf auf dem jenseitigen Ufer, zur großen Freude Don José Moreno's und seiner Gefährten, eine Truppe Comanchenkrieger, die sie zu erwarten schienen und sie mit Herzlichkeit empfingen.

Die beiden Detachements stellten sich sogleich in Schlachtordnung einander gegenüber und blieben einen Augenblick unbeweglich, dann durchbrachen die Indianer auf ein durch die Chichikoués und langen Kriegspfeifen gegebenes Signal plötzlich ihre Reihen und sprengten spornsstreichs nach allen Richtungen. Sie voltigirten und drehten sich um die Mexikaner, daß sie diese beinahe berührten und führten mit einem Wort die schwierigsten und

gefährlichsten Heldenthaten mit der seltsamsten Phantasie aus.

Auf ein zweites Signal schlossen sich ihre Reihen ebenso rasch wieder, wie sie sich gelöst hatten, worauf ein Krieger auf einem prächtigen schwarzen Pferde und im Kriegsanzuge zwischen die beiden Truppen ritt. Er schwenkte zum Zeichen des Friedens mit einer Hand eine weiße Büffelhaut und mit der anderen den Totem des Stammes. Dieser Totem war ein beinahe zwanzig Fuß langer Stab, der mit Federn und Glasperlen geschmückt war und auf der Spitze ein Fähnchen von Elennleder trug, auf welchem man einen Nopal erblickte, das Wappen der alten Beherrscher Mexiko's, sorgfältig aufbewahrt durch den Stamm, welcher offenbar mit Recht behauptete, von den Incas abzustammen.

Don José Moreno ritt dem indianischen Häuptlinge, der kein Anderer als Mos-ho-ké war, mit ausstrecktem Arm entgegen, er hatte die Hand geöffnet, die Finger geschlossen und die Handfläche gegen die Comanchenkrieger gerichtet.

Der Indianerhäuptling schien verklärt; die Mexikaner vermochten ihn kaum wieder zu erkennen, so viel wirkliche Größe und Majestät lag in seiner ganzen Erscheinung; es war in der That der Sachem eines kriegerischen noch unbesiegten Stammes.

Die beiden Reiter trafen sich gerade in der Mitte des zwischen beiden Truppen frei gelassenen Raumes. Sie machten gleichzeitig Halt und begrüßten sich nach indianischer Sitte, indem sie die rechte Hand auf die linke Schulter legten und den Kopf auf die Brust neigten.

„Der Nachkomme von den Söhnen der Sonne ist willkommen unter seinen Kindern," sagte der Indianer höflich, „das Geierherz der Prairien ist erfreut, ihn zu sehen."

„Ich bin glücklich über die Aufnahme, welche mir durch meine Kinder zu Theil wird," versetzte Don José mit Würde, „wenn mein Körper fern von ihnen geblieben ist, so hat doch mein Herz sich immer darnach gesehnt, in der Mitte ihrer tapfern Nation zu leben."

Nach diesen ersten Complimenten, welche streng nach den indianischen Ceremonien sind, stiegen die beiden Reiter ab.

„Hier ist mein Pferd und meine Waffen," sagte Mos-ho-ké, „das graue Haupt nehme sie an als einen Beweis, welche Freude meinem Stamme durch seine Ankunft bereitet wird."

Das kostbarste Geschenk, welches ein Indianer anbieten kann, ist das seines Pferdes und seiner Waffen."

„Ich empfange das Geschenk aus der Hand meines Sohnes," antwortete Don José, „aber

mit der Bedingung, daß er mein Pferd und meine Waffen dafür annimmt."

„Der Sachem muß seinem Vater gehorchen," sprach der Indianer und verneigte sich.

Darauf nahm er das Pferd Don José's bei dem Zügel als Zeichen des Besitzes, trat einen Schritt vor, kniete nieder und reichte den Totem dem Greise.

„Der Nachkomme von den Söhnen der Sonne hat jetzt allein das Recht, den geheiligten Totem der Prairiengeier zu tragen," sagte er, „er geruhe, ihn aus den Händen seines Sohnes anzunehmen."

Don José nahm den Totem und neigte ihn zweimal vor der Sonne.

„Mos-ho-ké ist ein weiser und tapferer Krieger," sagte er, „diese heilige und verehrte Insignie der Geier soll in seinen Händen bleiben, weil Niemand als er würdig ist, sie zu vertheidigen."

Zum ersten Male seit dem Beginn der Unterredung verrieth das ruhige Gesicht des Comanchensachems eine flüchtige Bewegung.

„Mein Vater ist gut, er ist groß und gerecht, und wirklich ein Nachkomme der Sonne; er befehle, seine Söhne werden gehorchen," sagte er, indem er sich ehrerbietig vor dem Greise verneigte.

Mos-ho-ké schwang den Totem, welchen der Greis ihm zurückgegeben hatte, und stieß den Kriegsruf

seiner Nation aus: ein Ruf, der von den Comanchen-kriegern mit Enthusiasmus wiederholt wurde; die Ceremonien des Empfanges waren beendet.

„Wird mein Vater das große geheiligte Calumet mit meinen jungen Männern rauchen?“ fragte der Häuptling.

„Das Lager meiner Söhne wird das meinige sein,“ antwortete Don José Moreno mit Würde; „ich werde das große Calumet in der Versammlung rauchen.“

„So soll es geschehen,“ entgegnete der Häuptling.

Darauf ließ er einige Töne aus seiner Kriegspfeife erschallen; bei diesem Signal vereinigten sich die beiden Truppen und sprengten den bewaldeten Bergen zu, welche den Horizont in einer Entfernung von kaum vier oder fünf Meilen begrenzten.

In noch nicht Dreiviertelstunden erreichten die Reiter den Wald; sie stürmten wie ein Orkan hinein und gelangten bald zu dem Lager der Comanchen.

Dasselbe war ziemlich geräumig und solid eingerichtet, es hatte eine köstliche Lage und war gegen jeden Ueberfall geschützt.

Viele Schriftsteller und Reisende haben seit einigen Jahren über die Indianer des nördlichen Amerika's geschrieben und sie fast allgemein als

schmutzige, faule Wilde und Trunkenbolde dargestellt, die in Barbarei verkommen, der nichts sie zu entziehen vermag.

Diese Schriftsteller und Reisenden haben ohne Zweifel nur die elenden Ueberreste jener Stämme gesehen und besucht, die durch den Genuß starker Branntweine verthiert, außerhalb der Städte und urbar gemachten Landstriche, ein Bettler- und Schmarotzerleben führen.

Die Sioux, Comanchen, Apachen, Pawnees und viele andere Nationen, welche wir citiren könnten, die in mächtigen Verbindungen in den großen Prairien des Westens leben, gleichen in keiner Weise jenen armen Teufeln, von denen diese Reisenden gesprochen haben. Ihre Civilisation ist allerdings von der unsrigen verschieden, aber sie ist nicht weniger wirklich vorhanden. Sie zeichnen sich im Allgemeinen durch zarte Sitten, durch einen entwickelten Verstand und hauptsächlich durch eine glühende Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit aus: viele unter ihnen, wie insbesondere die Comanchen und Pawnees trinken niemals starke Branntweine; elf Jahre, die wir unter den Comanchen-Indianern zugebracht haben, erlauben uns, ihnen die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihnen zukommt.

Sobald man im Lager war, richteten sich die Jäger auf einem für sie reservirten Platze ein; in

der Mitte dieses Raumes waren zwei Hütten von Zweigen erbaut worden, für Don José Moreno und seine Freunde.

Mos-ho-ké schickte nun einen Achesto oder öffentlichen Ausrufer ab und ließ die mexikanischen Offiziere bitten, sich an das Berathungsfeuer zu setzen, wo die Comanchenhäuptlinge ihrer harrten.

Don José und seine drei Gefährten beeilten sich, dieser Einladung Folge zu leisten.

Die Comanchenhäuptlinge erhoben sich zu Ehren ihrer Gäste. Das große Calumet wurde sogleich angezündet und begann unter den Mitgliedern der Versammlung herumzugehen, welche Alle rauchten, ohne ein Wort zu sprechen. Als endlich das letzte Restchen Tabak in Rauch aufgegangen war, brach Mos-ho-ké das Schweigen und sagte:

„Möge der große Geist, welcher derselbe ist für Rothhäute und Bleichgesichter, mit Wohlwollen auf uns herabblicken; der Wacondah liest in unseren Herzen; er weiß, daß wir uns vereinigen, um das Recht zu vertheidigen und die Bösen zu strafen. Wir haben auf den ersten Ruf unseres Vaters geantwortet und sind bereit, ihm zu dienen; jetzt ist es an ihm, da er unser erster Sachem ist, uns das Verfahren vorzuschreiben, welches uns geziemt.“

Der Häuptling nahm während des allgemeinen Schweigens seinen Platz wieder ein; Aller Blicke

wandten sich nun voll Interesse und Neugierde auf Don José Moreno.

Der Greis blieb einen Augenblick nachdenklich, dann erhob er den Kopf und nahm mit fester, tief accentuirter Stimme das Wort.

„Comanchenhäuptlinge," begann er, sich der indianischen Sprache bedienend, die er mit großer Reinheit sprach, „meine vielgeliebten Kinder — denn ein und dasselbe Blut fließt in unseren Adern — ich will hier nicht die Dienste wiederholen, welche meine Familie und ich selbst den unglücklichen Mitgliedern Eures Stammes erwiesen haben, denn wir erfüllten eine heilige und unseren Herzen theure Pflicht jedes Mal, wenn wir Euern Brüdern zu Hülfe kamen. Ich zeige mich an Euerm Berathungsfeuer als Freund und als Bittender, es ist wahr; aber auch als Vater, der im Voraus weiß, daß er auf die unbegrenzte Ergebenheit seiner Kinder zählen kann."

Die Häuptlinge verneigten sich schweigend und schlugen in ihre Hände als ein Zeichen der Befriedigung.

Don José Moreno fuhr fort:

„Es ist meine Pflicht, Euch mitzutheilen, warum ich in diesem Augenblick Eure Ergebung fordere. Hört mich also mit Geduld an: Obgleich ich in directer Linie von den alten Beherrschern Mexiko's abstamme, hat sich dennoch das Blut

meines Geschlecht mit demjenigen unsrer Unterdrücker mehrmals vermischt; es mußte geschehen, um meiner Familie ihre großen Reichthümer und ihre große Macht bei den wahren Kindern des Bodens zu erhalten. Nach der Eroberung Ferdinand Cortez', jenes Abenteurers, welcher durch Verrath die mächtige und glorreiche mexikanische Nationalität zerstörte, ist der größere Theil der Incasherrscher verschwunden, ohne daß es den Spaniern trotz ihrer Nachforschungen gelungen wäre, zu entdecken, was aus denselben geworden ist. Den grausamsten Qualen und Martern gelang es nicht, den edlen Mexikanern ihr Geheimniß zu entreißen; und des Krieges müde, erkannten sich die Spanier für besiegt und verzichteten darauf, nach diesen Schätzen zu forschen, welche sie vernichtet glaubten."

„So ist es," sprach Mos-ho-ké, „also berichten es unsere Traditionen."

„Mein Ahnherr, Istac-Palatzin, Vetter des Königs von Tezcuco und Neffe des Kaisers Guaytimotzin, des letzten Herrschers von Mexiko, war der Letzte der Großen des Reiches, welcher diesem unglücklichen Monarchen treu blieb. Ihr wißt, wie Guaytimotzin, nachdem er seinen Feinden in die Hände gefallen war, von ihnen auf glühende Kohlen gelegt wurde und endlich, nachdem er beinahe einen Monat als Gefangener der spanischen Armee nach-

geschleppt worden war, elendiglich umkam, indem man ihn an einen Baum aufhängte."

„Ja," murmelten die Häuptlinge mit dumpfer Stimme, „wir kennen diese beklagenswerthe und furchtbare Geschichte."

„Nun aber," fuhr Don José Moreno fort, „benutzte Guaytimotzin zwei Tage vor seinem Tode einen Moment, wo man ihn zufällig allein gelassen hatte, nahm meinen Ahnherrn bei Seite, ließ ihn schwören, ein unverbrüchliches Geheimniß zu bewahren, und bezeichnete ihm den Ort, wo er die Schätze des Kaiserreiches verborgen hatte: „Ihr seid von meinem Blut," setzte er hinzu, „wachet über diesen Schatz wie eine zärtliche Mutter über ihr Kind; der große Geist gestattet meinen Blicken, in diesem Augenblick über die Wolken zu schweifen und die zukünftigen Dinge zu sehen; es wird ein Tag kommen, wo die Kinder unsers Landes ihre Unabhängigkeit wieder erobern werden; der Kampf wird lang und erbittert sein; dann wird der Schatz, den ich Eurer Obhut anvertraue, dazu dienen, den Sieg zu Gunsten der Mexikaner zu entscheiden. Bewahrt ihn daher auf das Sorgfältigste, und wenn die Stunde gekommen ist, so benutzt ihn ohne Zaudern dazu, die Ergebenheit des Mannes zu erkaufen, dem Ihr Eure Freiheit schuldet; dieser Mann wird selbst zu dem Raubgeschlecht der Spanier gehören, aber er wird sich ohne Gewissensbisse ver-

kaufen, wenn der Preis, den Ihr ihm bietet, hoch genug ist, seinen Ehrgeiz und seine Habsucht zu befriedigen.

Zwei Tage später starb der letzte Incasherrscher, schmählich ermordet. Das Geheimniß des Schatzes welches meinen Ahnen anvertraut worden, wurde in meiner Familie bis zu diesem Tage heilig bewahrt. Allein die verheißene Zeit ist gekommen, die Stunde der Freiheit hat geschlagen; der Mann, den wir erkaufen sollen, ist bereit, sich zu verkaufen. Ich bitte Euch daher, mir beizustehen, den Schatz der Incasherrscher wieder zu erobern."

„Mein Vater rede, wir werden gehorchen," antwortete Mos=ho=ké.

„Verzeihen Sie, Sennor," bemerkte Don Luis Morin, dem Incarnacion die Rede des Greises übersetzt hatte, „beeilen Sie sich nicht zu sehr, Reichthümer an's Licht zu fördern, welche die Habsucht vieler Menschen erwecken können; glauben Sie uns denn so nahe dem Siege?"

„Leider," antwortete der Greis mit einem matten Lächeln, „nöthigen mich die Umstände dazu; Sie kennen das Unglück, welches in letzter Zeit meine Familie getroffen hat."

„Verzeihung, Sennor Don José, daß ich diesen Schmerz wieder aufgefrischt habe."

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig über meine Handlungsweise, Oberst. So erfahren Sie

denn, daß die Ermordung meines Sohnes und der Raub meiner Tochter gerade die Motive sind, welche mich veranlassen, ohne Zeitverlust mir den Besitz des Schatzes zu sichern, wenn ich nicht will, daß mir ein Andrer zuvorkommen und sich desselben bemächtigen soll."

„Was wollen Sie damit sagen, Sennor?"

„Ich hatte aus Mitleid in meiner Hacienda-de-las-Vegas ein verlassenes Kind erzogen, den Sohn eines Spaniers, welcher in einem Kampfe zwischen Vaqueros fiel. Dieses Kind, Horacio de Balboa ..."

„Der spanische Capitain!" rief Don Louis überrascht aus.

„Er selbst," fuhr Don José fort. „Dieser Knabe verdankte mir Alles, ich hatte vollkommenes Vertrauen zu ihm, er wurde Tigrero der Hacienda, später Haushofmeister. Mit lebhafter Intelligenz begabt, ehrgeizig und wenig gewissenhaft, gelang es ihm, ich weiß nicht durch welchen Zufall, nicht allein das Geheimniß, sondern auch das Vorhandensein des Schatzes zu entdecken. Nachdem seine Habsucht einmal erregt war, organisirte er ein Spionirsystem, mit welchem er meine Familie umgab. Er erfuhr so, daß wir große Reichthümer in einer Gegend der Savanne besitzen, welche die Lagune-del-Lagarto genannt wird; diese Lagune

wagte es unter furchtbaren Drohungen, mein Geheimniß von mir zu verlangen. Ich hätte ihm die Strafe auferlegen sollen, welche seine Undankbarkeit verdiente; allein ich besaß die Schwäche, ihm zu verzeihen und begnügte mich, ihn aus meiner Gegenwart zu verbannen. Er nahm Partei für die Spanier; Sie kennen die Erbitterung, mit welcher er mich seitdem verfolgt hat; die Plünderung des Paso-del-Norte und endlich die Entführung meiner Tochter sind nur die Folge seines Plans. Er hofft offenbar, da nun das arme Kind in seiner Gewalt ist, daß es ihm gelingen wird, dasselbe durch Drohungen einzuschüchtern und so seinen Zweck zu erreichen, ihm das Geheimniß zu entreißen."

„Oh! dieser Mann ist ein Ungeheuer," rief der Oberst aus.

„Ja, er ist ein Ungeheuer, allein Gott, das hoffe ich, wird die Erfüllung seines Verbrechens nicht zulassen."

„Die bleiche Jungfrau mit den Azuraugen ist benachrichtigt, das Halsband meines Vaters ist ihr übergeben worden; Mos-ho-ké's Krieger wachen über sie;" sagte der Indianer.

„Habt Dank, Häuptling, Ihr gebt mir den Muth wieder."

„In drei Tagen nach dem heutigen kann mein Vater, wenn er es wünscht, in Lagarto sein. Will

das graue Haupt den Yorriverräther angreifen oder wird er sich zunächst nach der Lagune begeben?"

„Die Umstände werden entscheiden, Häuptling, ich kann noch Nichts bestimmen."

„Oah! mein Vater spricht gut, seine Weisheit ist groß. Wann wird er aufbrechen?"

„Wenn es möglich ist, mit Tagesanbruch. Ist der Spanier uns weit voraus?"

„Es wird uns leicht sein, ihn einzuholen, wenn wir es wollen."

„So eilen wir, Häuptling, ich bitte Euch; denn die Minuten sind kostbar für uns."

„Gut! Mos-ho-ké wird seinen Vater den Weg der Adler führen."

Die Berathung wurde aufgehoben und die Mexikaner zogen sich in ihre Quartiere zurück, wo ihnen bald durch die Sorge des Sachem reichliche Lebensmittel und Erfrischungen gebracht wurden.

V.

Die Gefangene.

Der Capitain Horacio de Balboa war in der That so, wie ihn sein alter Gebieter Don José Moreno geschildert hatte. Aus Mitleid in der Hacienda=de=las=Vegas erzogen, beständig durch seinen Herrn beschützt und vertheidigt, hatte dieser Mann, der in eine ehrenwerthe und vertraute Stellung eingesetzt war, die jeden Gedanken an ein dienstbares Verhältniß entfernte, so viele Wohlthaten durch den schwärzesten Undank vergolten.

Nicht, daß er schlechter war als viele Andere seiner Art, im Gegentheil, er war vielleicht besser, als der größte Theil unter ihnen, er hatte sogar bei manchen Gelegenheiten Beweise von Eifer und Ergebenheit für die Familie gezeigt, die ihn aufgenommen; aber unter diesen Eigenschaften — verlorene Perlen in dem bodenlosen Abgrund seines Herzens — besaß er drei Laster, von denen das

geringste genügte, einen Mann in's Verderben zu führen, so intelligent er auch sein mochte.

Horacio de Balboa war ehrgeizig, habsüchtig und neidisch.

Dadurch, daß Don José Moreno ihn über die Stellung erhob, die ihm mit Recht zukam, hatte er eine folgenschwere Unvorsichtigkeit begangen.

Indem er den Blicken des jungen Mannes einen weiteren Horizont öffnete als denjenigen, welchen sein schwaches Gesicht zu umfassen erlaubte, ohne geblendet zu werden, wurde natürlich der Neid geboren, welcher in seinem Herzen keimte. Anstatt unter sich zu schauen und sich glücklich zu fühlen, wenn er die beziehungsweise Stellung, welche man ihm zu erreichen erlaubt hatte, mit derjenigen verglich, aus welcher er nicht hätte heraustreten sollen, fragte er sich vielmehr, warum er nicht denen gleich stände, welche der Zufall zu seinen Gebietern gemacht hatte, ob sein Wesen nicht dasselbe wie das ihrige sei; und viele andere ebenso falsche und hohle Schlußfolgerungen ließen ihn in dem mexikanischen Aufstande die Hoffnung erblicken, den Platz zu erwerben, welchen sein Ehrgeiz erstrebte. Allein, anstatt sich an die Seite der Schwachen und Unterdrückten zu stellen, wie dies eine edle Seele gethan haben würde, suchte er in dem Lager der Unterdrücker den Stützpunct, der ihm fehlte, um mit Gewalt die so schlüpfrigen

Stufen zu erklimmen, welche ihn zu der Erfüllung seiner Träume führen sollten.

Seine fast unabhängige Stellung in der Hacienda lieferte ihm die Mittel, die Banditen zu sehen und sich mit ihnen zu verständigen, mit jenem Auswurf der Gesellschaft, welchen die Revolution auf die Oberfläche geworfen hatte; er benutzte geschickt seine Unabhängigkeit, um alle jene Elenden zu einem Bunde zu vereinigen. E'nes Tages verschwand er aus der Hacienda, stellte sich an ihre Spitze, legte sich selbst den Titel Capitain bei und begann unter den castilianischen Farben Krieg zu führen, das heißt Feind und Freund zu bestehlen und zu plündern unter dem Vorwand der Ergebenheit für die Sache Spaniens.

Es ist wahr, daß die Spanier ebenso wenig wie die Mexikaner die Verantwortlichkeit der Thaten eines solchen Verbündeten übernehmen wollten, dessen Handlungsweise weit eher fähig war, ihnen die Bevölkerung abwendig zu machen, als sie für ihre Sache zu gewinnen.

Die Spanier gingen infolge eines stillschweigenden Einverständnisses mit den Revolutionären auf den Cabecilla los, dessen gefahrloser Patriotismus ihren Einfluß im Lande ruinirte; mehrmals versuchten sie seine Cuadrilla zu zerstören und sich seiner Person zu bemächtigen.

Aber diese Demonstrationen kümmerten Don

Horacio de Balboa wenig; seine Cuadrilla, welche, solid organisirt, fünfhundert ausgediente Banditen zählte, war im Stande, einer zehnfach größeren Macht zu widerstehen, als diejenige war, welche man gegen ihn aussandte. Allein da er überhaupt einen Conflict vermeiden wollte, welcher seine Stellung als loyaler Kriegführer compromittirt haben würde, zog er sich jedes Mal zurück, sobald er hörte, daß ein zu seiner Verfolgung ausgeschicktes Detachement auf dem Puncte stand, ihn zu erreichen; und da er das Land vollkommen kannte, so gelang es ihm mit der größten Leichtigkeit, demselben zu entgehen.

Der Cabecilla vermochte indessen nicht, sich zu verhehlen, daß seine Stellung eine sehr ungewisse war: ein Zufall genügte, um ihn zu ruiniren und ihn von dem Piedestal zu stürzen, auf welches sich emporzuheben ihm — Dank der politischen Ereignisse — gelungen war. In seinen Gedanken war das einzige Mittel, seine Lage auf eine dauerhafte Weise zu sichern und ihn für immer gegen die Launen des undankbaren Glückes zu schützen: einen ziemlich bedeutenden Reichthum zu erwerben, um ihm eintretenden Falls zu gestatten, die Willfährigkeit selbst seiner erbittertsten Feinde zu erkaufen.

Nun aber schwebte ihm dieser Reichthum seit langer Zeit vor; er leuchtete vor seinen Augen

wie ein trügerisches Spiegelbild; die Hoffnung, ihn zu besitzen, ließ alle Fibern seines Herzens erbeben und war der einzige Zweck seines Lebens geworden.

Dieser unermeßliche, unberechenbare Reichthum existirte, er war an einem Orte verborgen, der Allen unbekannt war, außer der Familie seines alten Beschützers. Eines Tages hatte Don José Moreno die unerklärliche Unvorsichtigkeit begangen, zu seiner Tochter von diesem wunderbaren Goldlager zu sprechen.

Don Horacio de Balboa, damals Haushofmeister der Hacienda-de-las-Vegas, war bei dieser Offenbarung eines Schatzes, welchen seine Gebieter zu verschmähen schienen, beinahe ohnmächtig geworden. Sein Entschluß war sogleich gefaßt; er wollte, welche Folgen auch daraus entstehen konnten, diese Goldanhäufung für sich gewinnen.

Noch einige Male besprachen Vater und Tochter denselben Gegenstand vor ihm; aber obgleich sie keinen Verdacht gegen die Treue des Haushofmeisters gefaßt hatten, erforderte es dennoch die Vorsicht, so zu sprechen, daß die Aufklärungen, welche Don Horacio erhielt, sich fast auf nichts beschränkten.

Indessen so unbestimmt diese Aufklärungen auch waren, genügten sie dennoch dem Haushofmeister; überdies drängten sich die Ereignisse

immer mehr; die Situation wurde bedenklich, der junge Mann konnte nicht mehr zögern; sein Entschluß war gefaßt und so verschwand er denn eines Tages, wie wir bereits gesagt haben, aus der Hacienda.

Eine geraume Zeit verfloß, ohne das seine alten Beschützer außer in indirecter Weise von ihm reden hörten. Don José Moreno glaubte, — da er zu redlich war, um das Herz eines Mannes in Verdacht zu haben, den er so viele Jahre mit Wohlthaten überhäuft hatte, — daß die Liebe zu der spanischen Legitimität ihn auf den unheilvollen Weg geführt, den er betreten, und beklagte ihn aufrichtig.

Don Horacio verfolgte indessen mit unermüdlicher Energie den Zweck, den er sich vorgesetzt hatte; die Mittel, welche er anwendete, um sich des Schatzes zu bemächtigen, die Triebfedern, welche er in Bewegung setzte, waren unberechenbar; alle seine Versuche schlugen fehl aus Mangel an bestimmter Nachricht über die genaue Lage des Schatzes; was dessen Existenz anbetraf, so kannte er Don José Moreno zu gut, um den geringsten Zweifel in dieser Beziehung zu haben.

Endlich als er mit seinen Hülfsquellen zu Ende war und sich nicht mehr zu helfen wußte, entschloß er sich, Donna Linda zu entführen.

Mehrmals schon war dieser Gedanke in seinem

Innern entstanden, aber immer hatte er ihn mit Abscheu zurückgewiesen; ungeachtet des Zustandes moralischer Erniedrigung, zu welchem er herabgesunken war, empfand der Cabecilla einen tiefen, fast instinctartigen Respect für dieses so schöne und reine junge Mädchen, von dem ihn ein unübersteiglicher Abgrund für immer trennte. Schon der Gedanke: Donna Linda ihrem Vater zu rauben, ließ ihn vor Schreck beben; dennoch kam eine furchtbare Stunde, wo die Habsucht so furchtbar an seinem Herzen nagte, daß sie jedes bessere Gefühl in ihm tödtete. Das Gold, welches fortwährend seinen Augen vorschwebte, blendete ihn dergestalt, daß er in diesem letzten Kampfe besiegt wurde, wie er nach und nach in jedem andern besiegt worden war; er warf sich mit seiner Cuadrilla wie ein Schwarm Geier auf El-Paso-de-Norte.

Aber auch dieses Mal verfehlte er seinen Zweck, Dank der energischen Dazwischenkunft Don José Ortiz' und Don Ramon Ochoa's, und er wurde gezwungen, zu fliehen, nachdem er seine tapfersten Soldaten um sich hatte fallen sehen.

Anstatt, daß diese Niederlage ihn zur Ueberlegung und Verzichtleistung auf seinen schmachvollen Plan hätte bringen sollen, reizte sie ihn vielmehr, eine eclatante Revanche zu nehmen und sich an den edelmüthigen Feinden zu rächen, denen er nur durch ein Wunder entgangen war.

Seine erste Sorge war, die durch das Ereigniß bei Paso-del-Norte beinahe vernichtete Cuadrilla, welche bis auf wenige Mann reducirt war, wieder zu bilden; darauf wartete er mit jener katzenartigen Geduld, welche gewisse langjährige Uebelthäter auf die Erfüllung ihrer düsteren Werke verwenden, auf eine Gelegenheit, seinen Plan auszuführen.

Dieses Mal gelang er, und das um so leichter, als Die, welche er überraschen wollte, ihn vernichtet glaubten und deshalb keine Ahnung von der Falle hatten, die ihnen gestellt war.

Als Don Horacio de Balboa sich Donna Linda bemächtigt hatte, in Folge des abscheulichen Hinterhalts, welcher dem Bruder des jungen Mädchens das Leben gekostet, ging eine seltsame Umwälzung in dem Geist des Cabecilla vor. Der Anblick seines Opfers, das in Thränen gebadet und vor Schreck unter seinem Blicke zitterte, hatte dieses Tigerherz nicht erweicht — es zeigte ihm nur die rührende Verzweiflung des unglücklichen Kindes — die Schönheit Donna Linda's, die wider ihren Willen durch ihre Thränen leuchtete, bewegte den Capitain. Eine geheime Verwirrung, über welche er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, bemächtigte sich seiner. War es allein die Freude, welche er empfand, sich endlich Derjenigen bemächtigt zu haben, welche ihm allein mit Sicherheit den Ort angeben konnte, wo der Schatz lag, welchen

er so glühend und seit langer Zeit ersehnte; oder war es ein süßeres Gefühl, welches er bis dahin nicht gekannt hatte und das jetzt sein Herz mit solcher Heftigkeit klopfen machte? Er würde es nicht zu erklären vermocht haben.

Allein zur Zeit des Gefechts mit der Cuadrilla Don Luis Moreno's, als das junge Mädchen ihm einen Augenblick entrissen zu werden drohte, hatte sich seiner eine heftige Verzweiflung bemächtigt bei dem Gedanken an die mögliche Befreiung Donna Linda's. An den Schatz, dieses beständige Ziel seines ganzen Lebens, dachte er in diesem Augenblicke nicht, er war kalt entschlossen, eher zu sterben, als seine Gefangene entschlüpfen zu lassen; er machte die wunderbarsten Anstrengungen, um sie zu vertheidigen, und setzte mit der vollkommensten Selbstverleugnung sein Leben auf's Spiel. Als es ihm gelungen war, den Palankin zu retten, in welchem das junge Mädchen eingeschlossen war, empfand er ein unbeschreibliches Glück darüber, daß man sie seinen Händen nicht hatte entreißen können und daß sie noch immer in seiner Macht war.

War es Liebe, war es Habsucht, welche in seinem Herzen sprach? Niemand würde es erklären können, die menschliche Seele hat Abgründe, welche das scharfblickendste Auge niemals zu ergründen vermöchte.

Wir müssen dem Capitain Don Horacio de Balboa die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bestätigen, daß er seine Gefangene mit dem tiefsten Respect und der größten Rücksicht behandelte. Er machte es sich zum Gesetz, ihre geringsten Launen zu erfüllen und ihren geringfügigsten Befehlen zu gehorchen, ohne sich jemals durch die hochmüthige Art abschrecken zu lassen, mit der ihn das junge Mädchen behandelte, noch durch die Verachtung, welche es sich nicht scheute, ihm jedes Mal zu zeigen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot.

Am folgenden Morgen des Tages, an welchem der Indianerhäuptling in das Lager des spanischen Cabecilla gekommen war, brach die Cuadrilla wieder auf.

Gegen seine Gewohnheit ritt Don Horacio den ganzen Vormittag beständig an der Spitze seiner Reiter, ohne sich ein einziges Mal dem Palankin zu nähern, in welchem Donna Linda sorglos und träumerisch saß.

Das junge Mädchen blickte mit erheuchelter Ruhe um sich, in Wirklichkeit jedoch mit der etwas ungewissen Hoffnung, vielleicht die Hülfe zu erblicken, die ihr in dem am Abend vorher auf so seltsame Weise erhaltenen Briefe verheißen worden war.

Aber es war nichts zu sehen; die Prairie wurde im Gegentheil immer einsamer; die Landschaft nahm, je weiter die Karavane kam, ein immer wilderes

Aussehen an; es wurde düsterer und trostloser, der Sand trat an die Stelle des Grüns, kahle und schwärzliche Felsen zeichneten hier und dort in der Ferne ihre dunkeln Umrisse. Die Bäume wurden immer seltener, einige dürre Baumwollenstauden begrenzten traurig die Ufer des Rio-Gila, dem die Cuadrilla in diesem Augenblick folgte und dessen gelbes schlammiges Wasser Massen entwurzelter Bäume mit fortführte, welche zuweilen seinen Lauf hemmten.

Es war in der That die Wildniß in ihrer ganzen düstern und trostlosen Majestät.

Gegen zehn Uhr Morgens machte die Truppe auf Befehl ihres Chefs bei einem Bosquet von Ahuehuelts Halt — jenen kostbaren Bäumen, denen die Rothhäute den bezeichnenden Namen, Herren der Wasser geben.

Die breiten Zweige der Ahuehuelts boten einen genügenden Schutz gegen die Sonnenstrahlen, deren glühende Hitze Menschen und Thiere ernstlich zu belästigen begann.

In wenigen Minuten war das Bivouac hergestellt und Donna Linda zog sich in das für sie errichtete Zelt zurück.

Kaum hatte sie das von ihren Dienerinnen bereitete frugale Frühstück beendet, als der Vorhang des Zeltes aufgehoben wurde und Don Horacio eintrat.

Der Capitain blieb einen Augenblick mit dem Hut in der Hand in ehrerbietiger Haltung stehen und erwartete aller Wahrscheinlichkeit nach, daß das junge Mädchen ihn anreden sollte.

Aber Donna Linda, die ihrem sich selbst vorgeschriebenen Benehmen treu blieb, that, als bemerkte sie die Anwesenheit ihres Entführers nicht, und fuhr fort, leise mit den zu ihren Füßen sitzenden Dienerinnen zu plaudern.

Der Capitain unterdrückte eine Geberde des Unmuthes und trat einige Schritte vor.

„Verzeihen Sie, Sennorita," begann er mit einer Stimme, die er vergebens bemüht war, ruhig erscheinen zu lassen, „ich bin bereits seit einigen Minuten hier und warte, daß es Ihnen gefallen möge, meine Gegenwart zu bemerken."

„Ah!" sagte sie, indem sie ein Gähnen unterdrückte und mit gelangweilter Miene ihr schönes Gesicht zu ihm wandte, „Sie sind es wieder, Sennor?"

„Ja, ich bin es wieder, Sennorita," antwortete er, absichtlich diese Worte betonend.

Sie wandte den Kopf weg, zuckte unmerklich die Achseln und nahm ihr Gespräch wieder auf.

Einige Minuten verstrichen.

„Entschuldigen Sie mich, Sennorita, wenn ich zudringlich bin," fuhr der Capitain fort, „aber ..."

lich verächtlichen Tone. „Sie sind noch hier, Sennor?"

Bei dieser schmählichen Beleidigung wurde der Capitain leichenblaß; er zog seine Brauen fest zusammen, richtete sich wieder in die Höhe und indem er die Arme übereinander schlug, rief er mit rauher Stimme:

„Hüten Sie sich, Sennorita!"

„Weshalb?" antwortete sie, ihn scharf anblickend.

Der Capitain trat zwei Schritte zurück, eine fieberhafte Röthe überfluthete sein Gesicht.

„Sennorita . . ." stammelte er und senkte verlegen den Kopf.

„Ah!" fuhr sie mit schroffer Stimme fort, „Sie wagen es, mir zu drohen, Sie, Horacio de Balboa, das gefundene Kind, der frühere Peone meines Vaters! Bei der heiligen Jungfrau! das ist zu viel Kühnheit! haben sich die Sclaven zu Herren gemacht? Ich soll mich hüten, sagen Sie? Ja, ich verstehe Sie, ein Verbrechen mehr denen hinzugefügt, die Sie bereits begangen haben, würde Ihnen nicht viel kosten! Offenbar ist es Ihre Absicht, mich zu ermorden, wie Sie meinen Bruder ermordet haben, nicht wahr? Wohlan, versuchen Sie es, ich bin nur ein schwaches junges Mädchen, das allein und ohne Vertheidigung dasteht, ich fordere Sie heraus, diese letzte Feigheit zu begehen!"

„Sennorita, diese Beleidigungen . . .“

„Sind Wahrheiten! Ah! Schweigen Sie, Sennor,“ fiel sie ihm mit wachsender Energie in's Wort, „es ist besser, daß wir uns ein für alle Mal erklären! Sie glauben, da Sie mich durch einen abscheulichen Hinterhalt in Ihre Gewalt brachten, daß Sie über mein Schicksal nach Belieben verfügen können! Gehen Sie doch, Sennor, Sie sind ein Narr! Haben Sie einen Augenblick geglaubt, daß meine Familie, meine Verwandten mich verlassen würden; sie sind hinter Ihnen und folgen uns, vielleicht sind sie in dem Augenblick, wo ich spreche, kaum einige Meilen von mir getrennt. An Ihnen allein ist es, zu zittern, denn Ihre Strafe ist nahe und wird schrecklich sein!“

„Vielleicht,“ antwortete er mit vor Zorn zusammengepreßten Lippen, „aber bevor diese Verwandten, diese Freunde, welche Sie erwarten, Sennorita, bis zu Ihnen gelangen —“

„Werden Sie Nichts thun, Sennor, denn Sie sind noch habsüchtiger, als Sie feige und grausam sind! Und dann, was liegt mir daran; wollen Sie mir den Tod verkündigen? Den Tod fürchte ich nicht, und wirklich angenommen, was nicht sein kann — denn Gott wacht über mich und wird mich in meiner Noth nicht verlassen — daß es meinen Freunden nicht gelänge, mich zu retten, werde ich Ihnen dadurch entgehen, daß ich mir selbst den

Tod gebe, mit dem Sie mich vergebens zu schrecken suchen und der im Gegentheil meine letzte und höchste Hoffnung ist."

„Oh!" gab er ironisch zur Antwort, „ich werde es zu verhindern wissen, daß Sie an Ihr Leben Hand anlegen."

„Versuchen Sie es, Sennor, ich begreife, daß Ihnen in diesem Augenblicke wenigstens daran liegt, mein Leben zu erhalten; denn Sie hoffen, von mir durch Drohungen oder auf andere Weise die Offenbarungen jenes Schatzes zu erlangen, nach dem Ihnen so lange gelüstet. Ich muß Ihnen den Irrthum benehmen, Sennor, dieses Geheimniß, welches ich besitze, werden Sie, ich sage es laut, nie erfahren."

„Durch Sie, wohl möglich, Sennorita," antwortete er mit bitterm Lächeln, „aber es giebt einen Mann, der versprochen hat, mich zu der Lagune-del-Lagarto zu führen."

„Ah!" antwortete sie leicht erbleichend, „und was würden Sie thun, wenn Sie diese Lagune erreicht haben?"

„Ich werde den Schatz suchen."

„Mag sein, aber Sie werden ihn nicht finden, Sennor; übrigens versuchen Sie es, es liegt mir nichts daran."

„Ich habe Vertrauen zu dem Manne, Sennorita,

und ich weiß, daß er mir das gegebene Versprechen halten wird."

„Um so besser für Sie, Sennor; da es so ist, wozu soll es nützen, mich ferner mit Ihrer Gegenwart zu ermüden und eine Unterhaltung fortzusetzen, die schon zu lange gedauert hat und keinen Zweck mehr für Sie haben kann."

„Wären Sie nicht neugierig, Sennorita, zu erfahren, wer dieser Mann ist?" fragte er in sarkastischem Tone.

„Ich wiederhole Ihnen, Sennor, daß mir nichts daran liegt! Dieser Mann ist offenbar ein Verräther oder ein Feigling; es ist Ihnen daher wohl ein Leichtes gewesen, sich mit ihm zu verständigen."

„Dieser Mann ist ein ebenso durch seinen Muth wie durch seine Weisheit berühmter Indianerhäuptling, und er hat nur eingewilligt, mir als Führer zu dienen, weil ich ihm eine prächtige Belohnung versprochen habe."

„Ich kenne keinen indianischen Krieger, Sennor."

„Wenn ich Ihnen den Namen desselben nennen würde —"

„Ich ziehe es vor, ihn nicht zu wissen."

„Er heißt Mos-ho-ké," sagte er mit Bitterkeit und blickte das junge Mädchen durchdringend an.

Durch eine gewaltige Willensanstrengung gelang es Donna Linda, die Aufregung zu verbergen,

welche diese Entdeckung ihr verursachte, die sie durchaus nicht erwartet hatte.

„Ah!“ sagte sie mit heroischer Ruhe, „Mos-ho-ké; ich glaube in der That, diesen Namen schon gehört zu haben.“

„Ja, ja, Sennorita, und sogar sehr oft.“

„Es ist möglich; weiter!“ fuhr sie kalt fort.

„Und wissen Sie, was für eine Belohnung ich ihm versprochen habe?“

„Eine prächtige Belohnung!“ versetzte sie mit Ironie.

„Ja; urtheilen Sie selbst, Sennorita; ich habe ihm geschworen, Sie an ihn auszuliefern.“

„Sie?“

„Ja, ich!“

Das junge Mädchen trat zwei Schritte auf den Capitain zu, streckte den Arm aus und ihm mit unbeschreiblicher Hoheit die Thüre weisend, sagte sie mit dumpfer Stimme:

„Gehen Sie hinaus.“

„Ich entferne mich, aber erinnern Sie sich, daß Ihnen nur ein Mittel bleibt, das schreckliche Schicksal, welches Ihnen droht, zu vermeiden, Sennorita, nämlich mir das Geheimniß zu offenbaren, welches Sie so hartnäckig .....“

„Verlassen Sie mich,“ unterbrach sie ihn kalt.

Unwillkürlich durch den Ton des jungen Mädchens beherrscht, wich der Capitian Schritt für

Schritt zurück und verließ schließlich das Zelt, ohne ein Wort hinzu zu fügen.

Mit vorgeneigtem Körper lauschte Donna Linda begierig auf die verhallenden Tritte des Capitains; als Alles wieder in tiefem Schweigen lag, kniete sie nieder, faltete die Hände und erhob die mit Thränen gefüllten Augen gen Himmel.

„Mein Gott! sei gesegnet," betete sie inbrünstig, „Deine Wege sind unerforschlich; dieser Mann, der mir einen tödtlichen Schmerz bereiten wollte, hat mir verkündet, daß meine Befreiung nahe ist und daß ich hoffen darf! Sei gesegnet, mein Gott! denn nun bin ich stark und werde meine Leiden mit Muth zu ertragen wissen."

Und von unaussprechlichem Glauben erfüllt, lächelte das junge Mädchen unter ihren Thränen.

VI.

Ein Etappenplatz in der Prairie.

Die Touristen und europäischen Reisenden, welche jedes Jahr die Stadt, welche sie bewohnen, verlassen, um nach der sprachüblichen Redensart drei oder vier Monate die Welt zu durchlaufen; um den Lärm der Geschäfte zu vergessen und ein wenig frische Luft zu athmen — eine so seltene Sache in den gut gebauten, so ökonomisch eingerichteten Städten unsers alten und routinirten Europa's — stecken sich einige Tausend Franken in die Tasche, versehen sich mit Recommandationsbriefen für die und die Notabilitäten der Orte, welche sie besuchen wollen; kaufen sich einen Mantelsack, eine oder zwei Decken, um die Füße warm zu halten, und nehmen den Schnellzug auf der ersten besten Linie. Dort strecken sie sich in einer Ecke des von ihnen gewählten Coupé's behaglich aus, und so überwinden sie den Raum mit größter Schnelligkeit, während sie plaudern, schlafen oder

lesen, und passiren Thäler, Ströme, Flüsse, Berge, Städte und Dörfer, ohne sie zu sehen, noch sich darum zu kümmern. Nur hier und dort in den Städten, deren Ruf seit langer Zeit begründet ist, verweilen sie, steigen in den besten Hôtels ab, gehen mit der Cigarre im Mund in den Straßen spazieren und gähnen den Bewohnern, die ihnen in den Weg kommen, in's Gesicht. Dann, nachdem sie eine längere oder kürzere Zeit auf diese köstliche Reise verwendet haben, kehren sie insgemein innerlich sehr gelangweilt in den Schooß ihrer Familie zurück und lange Jahre hindurch zehren sie von den Erinnerungen, erzählen die Eindrücke der Reise, welche sie größtentheils mit einer Leichtigkeit erfinden, die ihrer Einbildungskraft große Ehre macht.

So ereignen sich unter hundert Malen neunundneunzigmal die Dinge in Europa; Jeder weiß vollkommen, was er über diese mehr oder weniger ereignißreichen Erzählungen dieser sogenannten Reisenden zu denken hat; da aber Jeder in ähnlicher Weise fabricirt, so gehen diese Berichte ihren Gang, ohne jemals auf Ungläubige zu stoßen.

Wer sollte es wagen, den ersten Stein auf den Erzähler zu werfen?

In Amerika ereignen sich die Dinge durchaus nicht in derselben Weise: eine Reise ist immer, selbst für die

Wir sprechen hier, wohl gemerkt, von den Reisen in das Innere der Länder, das heißt in diejenigen urbar gemachten auf der indianischen Grenze.

Um solche Reisen auszuführen, hat man nicht wie in Europa Eisenbahnlinien, Dampfschiffe oder Wagen.

Man muß auf gut Glück und auf jede Gefahr, größtentheils allein, auf seinem Pferde Länder durchreisen, wo niemals Wege oder auch nur Fußspuren existirt haben; wenn der Abend gekommen ist, macht man am ersten besten Orte Halt und legt sich auf den Boden nieder, der Kälte, dem Winde, Regen, Hagel oder Schnee ausgesetzt, meistens ohne ein Abendessen zu haben. Schwach und vor Kälte zitternd, wachen die Reisenden, aus Furcht, überrascht zu werden, sei es durch Raubthiere, Bravos-Indianer oder durch Banditen von allen Racen und Farben, welche diese vom Himmel gesegneten Gegenden unsicher machen und die grausamer sind, als Raubthiere und Indianer zusammmengenommen. Ueberhaupt kann man sich glücklich schätzen, wenn man nicht ertrinkt, bei dem Passiren eines Flusses, oder durch eine Lawine verschlungen und durch einen Orkan überrascht wird oder, was das Schlimmste von Allem ist, sich in einem Urwalde verirrt!

Und dieses Leben, welches keineswegs von Gold

und Seide gewebt ist, wie man aus dieser kurzen Darstellung ersehen kann, dauert oft Monate lang.

Wir haben Männer gesehen von ungewöhnlicher Kraft, Unerschrockenheit und Sorglosigkeit, bewährt in der Gefahr, deren Haar während einer kaum dreimonatlichen Forschungsreise durch die Wildniß weiß geworden war.

Denn was auch gewisse Romanschriftsteller darüber gesagt haben, so ist es dennoch kein geringes Unternehmen für kühne Abenteurer, welche die Wildniß zu durchreisen beabsichtigen, allein und gleichsam Mann gegen Mann mit den fast unübersteiglichen Hindernissen dieser schroffen Natur zu kämpfen, welche ihre Geheimnisse zu verbergen und ihren jungfräulichen Boden gegen jede Betretung vertheidigen zu wollen scheint. Auch ist der Weg, den die Caravanen verfolgen, in den großen Prairien und hohen Savannen selbst für minder geübte Blicke leicht zu erkennen: eine lange weiße Linie, von unheimlichem Aussehen, gebildet durch den Staub von Tausenden von Menschen- und Thierskeletten, schlängelt sich mitten durch die hohen Gräser so tief in den Boden gezogen, daß sie durch nichts zu verwischen ist.

Es war auf einem Wege dieser Art, daß an dem zweitfolgenden Tage nach der stattgefundenen Unterredung zwischen Don Horacio de Balboa und Donna Linda die Cuadrilla des kühnen Partei-

gängers sich befand und mit außerordentlichen Schwierigkeiten aller Art auf demselben weiter vordrang.

Bäume, selbst Gräser hatten vollständig aufgehört, um einem schwärzlichen Sande Platz zu machen, der sich unabsehbar nach allen Richtungen hin ausdehnte.

Der Himmel von kupferrother Farbe zeigte nicht eine Wolke und sandte eine drückende Hitze auf die schmachtende Erde herab. Kein Lüftchen regte sich, ein bleiernes Schweigen lastete auf der Wildniß; die Pferde schienen wie Fantome dahin zu gleiten, ohne daß ihr Schritt das geringste Geräusch auf dem Boden hervorbrachte, der mit Leichen übersäet war, welche sie schnaubend und sich vor Entsetzen bäumend, unter ihre Hufe traten, und dessen feiner Staub von scharfem, ekelhaftem Geruch den Reitern in Augen, Nasenlöcher und Mund drang und ihnen einen heftigen Schmerz wie eine Brandwunde verursachte.

Am Tage vorher hatten die Parteigänger mit Sonnenaufgang die Wildniß betreten und schon in diesen wenigen Stunden furchtbare Leiden zu erdulden gehabt.

Einige Pferde, vor Erschöpfung gefallen, waren von ihren Herren verlassen und noch athmend, durch große Schaaren von Geiern verschlungen worden, die hoch über ihnen kreisten und sich mit

unharmonischem Geschrei auf ihre Leichen herabsenkten.

Drei oder vier Soldaten schwankten auf ihrem Sattel und warfen verstörte Blicke um sich, die nichts mehr erkannten. Diese empfanden die ersten Symptome der furchtbaren Congestion, welche, durch die glühenden Strahlen der Sonne verursacht, sie, wofern nicht ein Wunder geschah, noch vor dem Abend vernichten mußte.

Düster, schweigend, mit gesenktem Haupt und wilden Blicken setzten die Reiter mechanisch ihren Weg fort, gleichsam ohne sich dessen bewußt zu sein, was rings um sie her vorging.

Nur Don Horacio de Balboa, der mit erhobenem Kopf, gerade und fest in seinem Sattel saß, schien die Wüste herauszufordern und ritt als Späher ungefähr hundert Schritt der Truppe der Comanchenreiter voraus, welche Mos-ho-ké, ihrer Uebereinkunft folgend, ihm gesandt hatte, und die ihm als Führer dienen sollten.

Diese Reiter, scheinbar ruhig, kalt und gleichgültig gegen die für die Weißen fast tödtliche Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen, überwachten aufmerksam die Bewegungen einer Truppe indianischer Krieger, deren Pferde sich zu beiden Seiten der Cuadrilla in der Entfernung von ungefähr einer Meile tummelten.

„Bei Gott!" rief Don Horacio zornig aus,

„was soll Das heißen? Sollten diese Dämone die Absicht haben, uns anzugreifen?“

„Vielleicht,“ entgegnete lakonisch der Krieger, welcher dem Capitain zunächst ritt.

„Die Antilope ist ein weiser Krieger,“ fuhr Don Horacio mit schmeichelnder Stimme fort, „er kennt ohne Zweifel diese Krieger?“

„Warum sollte ich sie kennen?“ versetzte der Indianer in schroffem Tone, „die Prairie gehört den Rothhäuten, mögen sie nun Comanchen, Sioux, Apachen oder Pawnees sein.

„Aber diese sind Comanchen.“

„Das Bleichgesicht irrt sich: es betrachte ihre Schilder, Ruthen und Fächer; es sind Colorados-Apachen.“

„Aber wenn Ihr wahr sprecht, Häuptling, so sind diese Männer unsere erbittertsten Feinde.“

„In der Prairie sind alle Menschen Feinde,“ antwortete der Indianer in sarkastischem Tone; „überdies, was fürchtet mein Bruder, das Bleichgesicht? Die Apachenkrieger sind höchstens hundert an der Zahl, die Reiter meines Bruders dagegen viermal zahlreicher.“

„Ja,“ brummte er ärgerlich; „aber durch Leiden und Erschöpfung vernichtet, sind sie unfähig, zu kämpfen.“

Die Antilope hörte oder errieth vielmehr diese

bei Seite gesprochenen Worte; ein spöttisches Lächeln schwebte auf seinen Lippen, allein er schwieg.

„Was ist zu thun?“ fing der Capitain entmuthigt von Neuem an.

Indessen tummelten sich die Apachen noch immer zu beiden Seiten der Caravane, sie schwangen ihre Waffen und stießen ein lautes Geschrei aus, welches die Spanier vollkommen hörten und sie vor Schreck erbeben machte, denn sie erkannten, daß ein Kampf mit diesen furchtbaren Feinden unvermeidlich wurde, um so mehr, als sie, ihren kriegerischen Evolutionen sich überlassend, sich unmerklich den Weißen näherten und bald in Schußweite gelangen mußten.

Die Herannahung der Gefahr, welche sie bedrohte, genügte, um die Parteigänger aus ihrer düsteren Abgespanntheit zu reißen; stolz richteten sie sich empor, ergriffen ihre Waffen und nahmen ihre Reihen mit einer Lebhaftigkeit und Energie wieder ein, welche der Capitain von ihnen nicht zu hoffen gewagt hätte. Sie bereiteten sich vor, tapfer ihre Pflicht zu thun und ihr Leben theuer zu verkaufen.

Noch wenige Minuten und der Kampf mußte beginnen. Schon waren mehre lange Pfeile, von den Apachen abgeschossen, fast unter den Füßen der Pferde niedergefallen.

Don Horacio konnte sich nicht länger zurückhalten.

„Bei Gott!“ rief er aus, „diese verdammten

Heiden denken uns wohl den Weg zu versperren! Warum wollen wir noch länger warten. Vorwärts, Gefährten!"

Die Antilope legte ruhig ihre Hand auf den Arm des Capitains und hielt ihn zurück.

„Was wollt Ihr, Häuptling?" fragte ihn Don Horacio.

„Was beabsichtigt das Bleichgesicht?" entgegnete die Rothhaut.

„Diese Verdammten angreifen, bei Gott!" rief er zornig aus.

Der Comanche schüttelte den Kopf und sagte:

„Mein Bruder wird das nicht thun."

„Ja, so wahr Gott lebt, ich werde es thun!"

„Die Apachen werden die Weißen nicht angreifen, mein Bruder kümmere sich nicht mehr um sie."

„Ihr seht indessen eben so gut wie ich, daß sie immer näher kommen."

„Das sehe ich, aber ich wiederhole meinem Bruder, sie werden ihn nicht angreifen."

Der Capitan wollte ihn unterbrechen; der Comanche aber legte ihm mit einer so gebieterischen Geberde Schweigen auf, daß Don Horacio unwillkürlich schwieg.

Der Indianer fuhr darauf mit ernster Stimme fort.

„Die Antilope ist ein berühmter Häuptling in

seinem Stamme; seine Zunge ist nicht zweideutig und die Worte, welche aus seiner Brust kommen, sind immer wahr. Das Bleichgesicht höre; denn was es vernehmen wird, ist von der höchsten Wichtigkeit."

„Redet, Häuptling, aber faßt Euch kurz, ich bitte Euch," erwiderte Don Horacio.

„Wird mein Bruder den Worten der Antilope Glauben schenken?"

„Ja, denn ich weiß, daß Ihr ein ehrlicher Mann seid; erklärt Euch also offen und ohne Umschweife."

„Wohlan! Eine ungeheure Gefahr, gegen welche es keine mögliche Hilfe giebt, denn sie kommt von dem Wacondah, droht meinen Brüdern in diesem Augenblick. Die Zeit drängt, noch bevor eine Stunde vergeht, vielleicht noch früher, wird diese Gefahr furchtbar und unwiderstehlich über diese Prairie hereinbrechen. Mögen die Bleichgesichter mit dem Schritte des Jaguars fliehen, ohne hinter sich zu blicken; die Antilope wird sie bis zu einem Ort führen, wo sie in Sicherheit sein werden, wenn der Wacondah erlaubt, daß sie ihn erreichen?"

„Was ist das für eine Gefahr, Häuptling?"

„Die Antilope hat gesprochen; will das Bleichgesicht mit all' den Seinigen sterben?"

„Nein, gewiß nicht, wenn ich es vermeiden kann."

„So eile mein Bruder, denn er hat schon zu viel Zeit verloren.“

Der Comanchenhäuptling hatte diese Wort in so überzeugendem und betrübtem Tone ausgesprochen, daß der Capitain sich unwillkürlich bewegt fühlte, ohne noch die ganze Tragweite der Gefahr zu verstehen, auf welche der Indianer hindeutete. Sein Herz zog sich zusammen und ohne länger zu säumen, entschloß er sich vorsichtig, den Rath zu befolgen, der ihm durch einen Mann gegeben war, für welchen die Wildniß kein Geheimniß mehr barg.

In demselben Augenblicke, gleichsam als hätte der Zufall die Vorhersehung der Rothhaut rechtfertigen wollen, machten die Apachen, welche nur noch in kurzer Entfernung von der Truppe waren, plötzlich Kehrt, stießen ein furchtbares Geschrei aus, welches diesmal nicht mehr ein Kriegsruf, sondern eher ein Angstgeheul war, und sprengten mit verhängtem Zügel davon, ohne sich weiter um die Parteigänger zu kümmern, die von diesem unbegreiflichen panischen Schrecken, der einer Flucht glich, überrascht waren.

„Mein Bruder sieht,“ sagte kalt der Häuptling.

„Ja,“ antwortete der Capitain bestürzt, „kommt, Häuptling.“

Er ritt auf den Palankin zu, auf wenige Schritte von den Comanchen gefolgt.

Der erste Gedanke Don Horacio's war, wir müssen ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, für Donna Linda; sie war es hauptsächlich, die er um jeden Preis retten wollte.

„Sennorita," sagte er mit athemloser Stimme zu dem jungen Mädchen, „es droht uns eine große und furchtbare Gefahr; eilen Sie, den Palankin zu verlassen und besteigen Sie mein Pferd mit mir, vielleicht wird es mir mit Gottes Hülfe gelingen, Sie dem Tode zu entführen."

Donna Linda betrachtete ihn mit einem Blicke niederschmetternder Verachtung.

„Nein," antwortete sie trocken, „ich will nicht durch Sie gerettet werden, Sennor, ich ziehe es vor zu sterben, als mich einer solchen Schande zu unterwerfen."

Der Capitain unterdrückte eine Geberde des Zornes und der Verzweiflung.

„Ich flehe Sie darum an, im Namen Derjenigen, die Sie lieben, Sennorita; nehmen Sie meinen Vorschlag an, jedes Säumen ist tödlich in diesem Augenblick."

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich den Tod vorziehe!" erwiderte sie kalt; und sie wandte verächtlich den Kopf ab.

„Verdammt!" rief der Capitain wüthend aus und setzte seinem Pferde so heftig die Sporen ein, daß es vor Schmerz bäumte. „Bei Gott!

unsinniges Mädchen, da es so ist, werde ich Gewalt anwenden, um Sie zu zwingen, mir zu gehorchen."

Die Antilope, welche bis zu diesem Augenblick ein stummer und scheinbar gleichgültiger Zuschauer bei dieser Scene war, legte sich plötzlich in's Mittel.

„Das Bleichgesicht überlasse das weiße junge Mädchen der Obhut des Häuptlings," sagte er, „die Antilope wird für dasselbe einstehen."

Der Capitain blickte den Indianer fest an, aber er vermochte nichts in seinen starren und kalten Zügen zu lesen.

„Ihr?" murmelte er.

„Ja, das Bleichgesicht kehre eilig zu seinen Kriegern zurück; jede Secunde, die es verliert, ist eine Lebensstunde, welche es sich raubt; der Häuptling wird ihm auf dem Fuße folgen, noch ehe zehn Minuten vorüber sind."

Don Horacio schien eine Secunde zu schwanken, dann erhob er plötzlich den Kopf und blickte dem Indianer gerade in's Gesicht.

„Wohlan, es sei!" sagte er, „ich vertraue Euch dieses Weib an, aber Ihr steht mir mit Eurem Leben für dasselbe ein, schwört mir dies, Häuptling."

„Die Antilope hat es versprochen," antwortete der Indianer mit Stolz.

Nachdem der Capitain einen letzten finstern

Blick auf das junge Mädchen geworfen hatte, das ruhig und gleichgültig in dem Palankin saß, ritt er im Galopp davon. Er hielt eine Ansprache an die erschreckten Parteigänger; denn mehre unter ihnen, welche die unheilvollen Verheißungen des Comanchen gehört, hatten sie ihren Kameraden mitgetheilt, und fast gleich darauf sprengte die ganze Truppe im gestreckten Laufe weiter.

Sobald der Comanchenkrieger sicher war, daß der Capitain nicht wieder umkehren würde, näherte er sich rasch dem Palankin und grüßte das junge Mädchen mit jener den Rothhäuten angeborenen Höflichkeit.

„Willigt die Jungfrau mit den Azuraugen ein, die Worte eines Häuptlings zu hören?" sprach er mit sanfter, überredender Stimme.

„Redet Häuptling," entgegnete sie lächelnd, „ich habe keinen Grund, Eure Feindin zu sein."

„Gut, meine Schwester beurtheilt den Häuptling richtig, die Antilope ist Mos-ho-ké's Freund."

„Wäre es möglich! Häuptling," rief sie bewegt aus.

„Die Antilope hat keine zweideutige Zunge. Mos-ho-ké ist der erste Sachem seiner Nation, von fern wacht er über das bleiche junge Mädchen; er hat die Bewachung der Jungfrau mit den Azuraugen der Antilope und ihren Kriegern anvertraut, mit dem ausdrücklichen Befehl, sie gegen

die Bosheit des Häuptlings der Bleichgesichter zu vertheidigen."

„Aber," setzte sie fast überzeugt, aber noch zögernd hinzu, „was wird mir die Wahrheit Eurer Worte beweisen, Häuptling?"

„Die Jungfrau mit den Azuraugen erinnere sich daran, daß eines Abends Mos-ho-ké im Lager der Weißen erschien und einen Stein in den Calli des bleichen jungen Mädchens warf; diesen Stein umgab ein durch das graue Haupt geschriebener Brief. Am andern Morgen verließ Mos-ho-ké mit Tagesanbruch das Lager; aber eine Stunde später langte die Antilope von ihm gesandt in demselben an; wie sollte der Häuptling alle diese Einzelnheiten kennen, wenn der Sachem sie ihm nicht selbst mitgetheilt hätte?"

„Es ist wahr, Häuptling, Ihr seid wirklich mein Freund; sprecht, was muß ich thun? Ich bin bereit, Euch zu gehorchen."

„Meine Schwester hat wohl gesprochen, sie wird das Pferd der Antilope besteigen und so gerettet sein."

Das junge Mädchen verließ sogleich den Palankin. aber plötzlich hielt sie inne.

„Was will meine Schwester?" fragte der Comanche.

„Ich bin nicht allein, Häuptling, ich habe zwei arme junge Mädchen bei mir, ich will sie nicht verlassen."

„Das Herz meiner Schwester ist gut; sie beruhige sich, die Antilope wird die jungen Mädchen retten.“

Der Indianer sprach darauf einige leise Worte mit den Kriegern, die ihn begleiteten; zwei von ihnen stiegen sogleich ab und bald saßen die beiden Dienerinnen, welche, mehr todt als lebendig, nicht begriffen, was vorging, hinter den Indianern auf dem Pferde.

Nun schwankte Donna Linda nicht länger, sie nahm die Hand des Häuptlings und schwang sich mit einem Satz auf sein Pferd.

„Nun,“ sagte die Antilope, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß das junge Mädchen sich fest an seinem Gürtel hielt, „rette uns der Wacondah, denn wir haben unsere Flucht lange hinausgeschoben.“

Die Rothhäute pfiffen ihren Pferden, welche sogleich mit schwindelnder Schnelligkeit dahineilten.

Zehn Minuten genügten diesen modernen Centauern, die Cuadrilla zu erreichen, der sie fast sogleich voraus waren.

„Spornt Eure Pferde an!“ rief die Antilope Don Horacio zu, als er mit verhängtem Zügel bei ihm vorübersprengte, „und was auch geschieht, mäßigt Euren Lauf nicht und verliert mich nicht aus den Augen.“

Der Himmel hatte eine kupferrothe Farbe an-

genommen, die Hitze war erstickend die Vögel kreisten mit lautem, unharmonischem Geschrei in der Luft. Plötzlich schien sich die Sonne zu verfinstern, ein fernes Donnerrollen ließ sich vernehmen und fast in demselben Augenblick bemerkte man in der Ferne eine ungeheuere Sandhose, die mit furchtbarer Schnelligkeit heranwirbelte.

„Achtung!" rief noch einmal der Häuptling mit durchdringender Stimme, „folgt mir, wenn Ihr leben wollt!"

Und er machte eine rasche Wendung und stürmte in der entgegengesetzten Richtung des Sandwirbels weiter.

Die Worte der Rothhaut hatten den Reitern wie durch Zauber alle ihre Energie wiedergegeben, die in buntem Durcheinander ihm nachsetzten, indem sie ihre Seele Gott empfahlen.

Jetzt wußten sie, welche entsetzliche Gefahr über ihren Häuptern schwebte; selbst die Pferde erkannten die ihnen drohende Vernichtung, sie schienen Flügel zu haben, mit solcher Schnelligkeit stürmten sie vorwärts.

Die furchtbarste Geißel der Wildnisse des weiten Westens ist der Sturm. Die Schrecken des afrikanischen Samums können nicht mit ihm verglichen werden.

Der durch den Sturm emporgewirbelte Sand, zu einer ungeheuren Säule gebildet, durchlief die

Prairie nach allen Richtungen und zermalmte und verschlang für immer Bäume, Menschen, Thiere, kurz Alles was sich auf seinem Wege fand.

Dieser unermeßliche Sandcylinder, welcher bis zu den Wolken empor zu steigen scheint, fängt das Licht der Sonne auf, schleift wirbelnd den Boden, zieht mit unwiderstehlicher Gewalt die schwersten Gegenstände an und verändert in wenigen Stunden vollkommen das Aussehen der Prairie.

Don Horacio de Balboa und alle Parteigänger hatten sich das Gesicht mit nassen Tüchern bedeckt; eine Vorsicht, welche die Indianer ihnen angerathen hatten und ohne welche sie unfehlbar erstickt sein würden.

Zwei Stunden verstrichen in furchtbarer Angst, ohne daß diese wirre Flucht durch die Finsterniß sich mäßigte; die Dunkelheit erschien noch schrecklicher durch die bleichen Schimmer, welche sie von Zeit zu Zeit für einige Secunden verschwinden ließ, um sie einen Augenblick später noch undurchsichtiger zu machen.

Donna Linda wußte nicht mehr, was vorging; instinctartig mit der nervösen Gewalt der Verzweiflung an den Gürtel des Häuptlings geklammert, halb ohnmächtig, glaubte sie sich von einem entsetzlichen Alpdrücken gequält.

Man flog noch immer dahin; zuweilen hörte man einen Schrei, eine Verwünschung: ein Reiter

war gestürzt; diejenigen, welche ihm folgten, setzten über Mann und Pferd hinweg, ohne sie nur zu beachten.

Endlich brach das Licht wieder hervor, die Ruhe schien wieder hergestellt.

Die Antilope stieß einen durchdringenden Schrei aus und machte Halt.

Es war hohe Zeit: noch eine Viertelstunde länger, und sämmtliche Weißen, durch Erschöpfung und Furcht besiegt, würden diesem wüthenden Ritt unterlegen sein.

Die Parteigänger befanden sich außerhalb der Prairie.

Kaum eine halbe Meile vor ihnen bot ihnen ein unmeßlicher Urwald den sicheren Schutz, welchen sie seit so langer Zeit suchten.

Don Horacio warf einen Blick auf seine Truppe; seine Stirn zog sich in düstere Falten, ein Seufzer der Verzweiflung hob seine mächtige Brust.

Mehr als die Hälfte seiner Reiter waren im Sande begraben worden; nur ein Wunder hatte die andern zu retten vermocht.

„Dank, Häuptling," sagte der Capitain bewegt zu dem Comanchenhäuptling, „wir danken Euch das Leben, denn ohne Eure edelmüthige Ergebenheit würden wir Alle in dieser furchtbaren Wildniß geblieben sein."

„Die Antilope hat ihre Pflicht gethan," ant-

wortete der Häuptling ruhig, kalt und gleichgültig, als wenn sich nichts Außerordentliches ereignet hätte; „war er nicht durch Mos=ho=ké beauftragt, den Bleichgesichtern als Führer zu dienen?"

Der Indianer stieg darauf vom Pferde, nahm ehrerbietig das junge Mädchen in seine Arme und setzte es auf das Gras nieder.

„Ah! warum habt Ihr mich gerettet, Häuptling!" sagte sie mit herzzerreißendem Kummer.

„Weil der Vater der Jungfrau mit den Azuraugen gestorben sein würde, wenn die Comanchen ihm nicht seine Tochter wiedergegeben hätten," antwortete er mit sanfter Stimme, und er neigte sich an ihr Ohr und setzte leise hinzu: „Meine Schwester fasse Muth, ihre Freunde sind in deren Nähe."

Nach diesen Worten verneigte sich der Häuptling vor der Jungfrau, deren reizendes Gesicht von einem Hoffnungsstrahl erhellt wurde, und entfernte sich, während er sie ihren Dienerinnen überließ, die sich noch kaum von dem gehabten Schrecken erholt hatten.

VII.

Die Ruinen am Rio=Gila.

Wir wollen für jetzt Don Horacio de Balboa verlassen, dem wir bald wieder begegnen werden, und zu gewissen wichtigen Personen dieser Erzählung zurückkehren, welche wir bereits zu lange Zeit vernachlässigt haben.

Wir bitten den Leser, uns in eine der wildesten Gegend der westlichen Prairien zu folgen, welche die Pioniere, Squatters und Waldläufer Far-West nennen, das heißt der ferne Westen, ein charakteristischer Name, der in zwei Worten diese mährchenhafte Gegend kennzeichnet, welche fast ausschließlich von den leichten Mockasins der Bravos-Indianer, diese erbitterten Feinde der weißen Race, betreten wird.

Zehn Tage waren seit dem Aufbruch der Caravane verflossen, welche Don José Moreno befehligte.

Drei Reiter, in der Tracht der Waldläufer und

bis an die Zähne bewaffnet, folgten im langsamen Schritte einem kaum von Raubthieren betretenen Pfade.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags, die drückende Hitze des ersten Theils des Tages begann sich allmählich zu legen.

Dennoch setzten die Reisenden ihren Weg fort, ohne den langsamen Schritt ihrer Pferde anzuspornen.

Ohne Zweifel hatten sie mächtige Gründe, um so zu handeln; denn ihre Pferde schienen frisch und kräftig.

Unsere Reisenden erreichten den Gipfel einer kleinen Anhöhe, von deren Spitze jedoch das Auge unbehindert eine ziemliche Strecke überschauen und einen Theil der Landschaft beherrschen konnte.

Dort angelangt, machte der erste Reiter Halt und wandte sich lachend zu seinen beiden Gefährten mit folgenden Worten:

„Wahrhaftig, meine lieben Freunde, ich muß gestehen, daß ich auch dieses Mal mehr glücklich als weise gewesen bin; wir sind auf richtigem Wege, denn durch ein Wunder, welches ich mir selbst nicht zu erklären weiß, sind wir nicht um ein Haar breit von der Linie abgewichen."

„Bei Gott, lieber Incarnacion," antwortete einer seiner Gefährten, der kein Anderer als Don

Luis Morin war, „ich gestehe, daß mich dies verwirrt macht; ich bitte Sie, lieber Don Cristoval, blicken Sie hin und theilen Sie uns Ihre Meinung mit.“

„Hm!“ meinte dieser kopfschüttelnd, „ich kann nur so viel sagen, daß ich die Gegend, wo wir uns in diesem Augenblick befinden, nicht besser kenne als Sie, Caballeros.“

„Gehen Sie doch, Sennores, Sie scherzen,“ begann Incarnacion Ortiz von Neuem; schauen Sie vor sich: diese Reihe Baumwollenbäume deuten Ihnen das Vorhandensein von Wasser an, nicht wahr? Dieses Wasser ist nichts Geringeres als der Rio-Salinas; hier zu unsrer Rechten, etwas weiter zurück, die Sierra-Blanca, vor uns die Sierra-Mogoyon und dort unten, unmittelbar vor uns, wenigstens für jetzt, das Ziel unsrer Reise, welches wir, wenn es uns beliebt, in einer halben Stunde leicht erreichen können.“

Don Luis und Don Cristoval folgten aufmerksam der Auseinandersetzung des jungen Mannes; sie waren genöthigt, anzuerkennen, daß er die Wahrheit gesprochen hatte, was sie übrigens höflich zugaben.

„Meiner Treu, das ist Ihre Sache, mein lieber Incarnacion,“ sagte lachend Don Luis, „denn Sie kennen diese Gegend nicht besser als wir.“

„Die durch den Sachem vorgezeichnete Reiseroute war so genau, daß man sich unmöglich hätte verirren können.“

„Aber was thuen wir nun, wenn's beliebt, Caballeros?“

„Es ist beinahe vier Uhr, nicht wahr?“

„Ja, ungefähr,“ antwortete Don Cristoval, indem er auf die Sonne blickte, deren Scheibe fast in gleicher Linie mit den Bäumen stand.

„Wohlan, ich bin der Meinung, daß wir, ohne länger zu warten, auf die Ruinen zureiten und, sobald die Stunde der Zusammenkunft gekommen sein wird, hineingehen.“

„Vorwärts denn!“ antworteten die beiden Männer zugleich, und gaben ihren Pferden die Sporen, welche Don Incarnacion Ortiz spornstreichs nachfolgten.

Dieser schnelle Ritt dauerte ungefähr fünfzig Minuten, worauf sich die drei Reiter, als sie aus einem dichten Gehölz von Baumwollenbäumen herauskamen, beinahe plötzlich den Ruinen gegenüber befanden, von denen sie kaum noch einige hundert Schritte entfernt waren.

Gewisse Schriftsteller, welche ohne Zweifel die Welt durchreist haben, ohne ihr Cabinet zu verlassen, behaupten ernstlich, daß von allen Gegenden der Erdkugel Amerika diejenige ist, wo man am wenigsten Spuren erloschener Geschlechter an=

trifft, und sie schließen daraus, daß die neue Welt keine frühere Geschichte hat, als die Zeit der Eroberung.

Aber unglücklicherweise für diese von jenen Schriftstellern behauptete Ansicht scheint Alles die Unrichtigkeit dieses Urtheils zu beweisen und im Gegentheil auf die Existenz einer sehr vorgeschrittenen Civilisation hinzudeuten, zu einer weit früheren Zeit, als die der spanischen Eroberung. Ohne hier von den prächtigen Ruinen von Palenqué in Yucatan, von den Teocalis zu Cholula und den gigantischen Ruinen zu sprechen, welche man neuerdings mitten im Felsengebirge entdeckt hat, ist es heute notorisch, daß als die Chichimeken ihre großen Wanderungen unternahmen, sie mehrmals auf ihrem Wege verweilten und jedes Mal mächtige Städte gründeten, deren Spuren noch vorhanden sind, und welche die seltenen Forscher, die so glücklich sind, sie zu betrachten, mit Bewunderung erfüllen.

Wir wollen mit wenigen Worten die Ruinen zwischen der Sierra-Mogoyon und der von los-Pajaros an dem Ufer des Rio-Gila oder Salinas beschreiben, nicht allein um einen Beweis für unsere Behauptung zu liefern, sondern auch weil die Ereignisse unsrer Erzählung uns dorthin führen.

Diese Ruinen sind in jenem Lande bekannt unter dem Namen das große Haus des Rio-Gila

oder noch characteristischer die große Hütte Moc-tekuzoma's.

Die Lage der Landschaft ist nach allen Seiten flach.

Die Ruinen der Gebäude, welche die Stadt bildeten, erstreckten sich mehr als fünf Kilometer nach Osten; nach den anderen Richtungen hin ist das Gebiet übersäet mit Thonarbeiten aller Art, von denen einige von sorgfältiger Ausführung sind.

Das eigentliche Haus bildet ein langes Viereck, welches vollkommen nach den vier Hauptwinden gerichtet ist; rings um dasselbe erheben sich Mauern, Spuren einer Einfassung, welche dieses Haus und andere Gebäude einschloß, von denen einige ziemlich unsern Festungsthürmen des Mittelalters gleichen.

Gegen Südwesten sieht man einen ziemlich unförmlichen Ueberrest von Bauten, welche noch ein in mehre Theile getheiltes Stockwerk haben.

Der innere Umfang mißt zweihundert und sieben Meter von Norden nach Süden und hundert und achtundfünfzig von Osten nach Westen.

Das Innere des Hauses besteht aus fünf Sälen, drei von gleichen Dimensionen in der Mitte, und zwei andere größere an den Außenseiten. Die drei innern Säle haben eine Aus-

und drei von Westen nach Osten, die beiden äußern Säle vier Meter von Norden nach Süden und dreizehn von Osten nach Westen, auf vier Meter Höhe. Die Verbindungsthüren haben eine Breite von zwei Meter neunzig Centimetern und sind alle gleich, außer den vier Eingangsthüren, welche die doppelte Breite gehabt zu haben scheinen.

Das Haus hat äußerlich von Norden nach Süden dreiundzwanzig Meter und siebzehn von Westen nach Osten; die Mauern haben nach Außen Böschungen.

Vor der östlichen Thür, welche von dem Hause getrennt ist, befindet sich ein anderer Raum, welcher, ohne die Dicke der Wände zu rechnen, neun Meter von Norden nach Süden und sechs von Osten nach Westen mißt; aller Wahrscheinlichkeit nach war das Holzwerk von Tannenholz; denn der einzige Wald der sich in einem Umkreise von zwanzig Kilometern befindet, besteht nur aus Bäumen dieser Art und einigen Mezquiten.

Das ganze Gebäude ist erbaut aus festgestampfter Erde mit kleingeschnittenem Stroh untermengt, eine noch jetzt in Mexiko übliche Bauart; ein beinahe ausgetrockneter Canal leitete das Wasser des Flusses dorthin.

Das Gebäude hat drei Stockwerke, oder vier, wenn man ein vollkommen erhaltenes Erdgeschoß mitrechnet.

Die Säle erhielten nur Licht durch die Thüren und durch ziemlich große runde Löcher, die in den Wänden nach Osten und Westen angebracht waren.

Die Indianer behaupten, daß durch diese Oeffnungen der Herrscher, dem sie den charakteristischen Namen geben hombre amargo, beißender oder unangenehmer Mann, die Sonne bei ihrem Aufgange und bei ihrem Untergange begrüßte.

Es sind weder Spuren von Treppen noch Decken vorhanden; wahrscheinlich ist es, daß die Apachen sie zerstört haben, um sich auf einem ihrer zahlreichen Ausflüge zu wärmen."

Francisco Vasquez Coronado sah diese Ruinen im Jahre 1542, zur Zeit seiner Expedition nach dem phantastischen Lande Cibola, und machte eine Beschreibung davon, die sehr mit der unsrigen übereinstimmt. Der einzige Unterschied besteht darin, daß zu seiner Zeit die Fußböden der obern Stockwerke fast unberührt waren, während sie heute vollständig verschwunden sind. Mit seiner Reisebeschreibung in der Hand haben wir diese Ruinen besucht und keine Spur von Holzwerk irgend welcher Art wiedergefunden.

Als die drei Reiter, wie wir oben berichtet haben, in der Umgegend der Ruinen anlangten, die sie vollständig verlassen glaubten, waren sie nicht wenig überrascht, sie nicht allein bewohnt, sondern sogar als den Mittelpunct eines in

voller Thätigkeit begriffenen Minenwerkes zu finden.

In der That, auf der sandigen Ebene erhoben sich Laubhütten, die launenhaft um die Ruinen gruppirt waren; Männer zogen tiefe Gräben in den Sand, Pferde und Maulthiere bewegten improvisirte Drehbahnen, schwere Wagen transportirten Erde nach dem Flusse, welche am Ufer hockende Individuen sorgfältig wuschen und durchsiebten.

Zum Glück waren die drei Reiter hinter einigen hier und dort in der Ebene zerstreuten Mezquitengruppen verborgen, so daß sie von den Leuten nicht gesehen wurden, die überdies mit einem solchen Eifer und Enthusiasmus arbeiteten, daß sie sich keinen Augenblick Ruhe gönnten und nichts von Dem bemerkten, was in ihrer Nähe vorging.

Don Incarnacion Ortiz und seine Gefährten hielten es indessen für vorsichtiger, sich nicht länger einer möglichen Entdeckung auszusetzen und beeilten sich, eine Zuflucht im Walde zu suchen.

Sobald sie eine nahe Lichtung erreicht hatten, von welcher aus sie, Dank der zufällig zwischen den Bäumen befindlichen Durchblicke, die Handlungsweise und Geberden ihrer geheimnißvollen Nachbarn leicht überwachen konnten, stiegen sie ab, setzten sich in's Gras, zündeten ihre Cigaretten an und hielten nach der in der Prairie angenommenen Gewohnheit eine Berathung nach indianischer Art.

Die Situation war sehr ernst und der Aufenthalt der Fremden an demselben Orte, wohin die drei Rancheros sich hatten begeben wollen, versetzte sie in tiefes Nachdenken.

„Was bedeutet Das?" fragte Don Luis, indem er sich an seine Gefährten wandte; „was thun diese Leute dort?"

„Nichts ist leichter zu errathen als dies," antwortete Don Cristoval; „diese sonst so einsamen Ruinen sind heute mit Gambucinos bevölkert, welche der Durst nach Gold auf dieser Stelle vereinigt hat, gemeinsam ein Goldlager auszubeuten, welches einer von ihnen entdeckt zu haben glaubt."

„Aber warum haben diese verdammten Rascadores gerade diesen Platz gewählt, um sich ihrer Plünderungsmanie hinzugeben? Das ist es, was ich nicht begreifen kann," rief Incarnacion Ortiz.

„Um so mehr," fügte Don Cristoval hinzu, „als Jeder seit undenklichen Zeiten weiß, daß diese Ruinen die einer alten Chichinekenstadt sind und daher kein Goldlager enthalten."

„Bei Gott, wenn ein Goldlager in der Umgegend wäre, würde es seit langer Zeit erschöpft worden sein."

„Es giebt dem Anscheine nach weder hier noch in der Umgegend Gold," bemerkte lebhaft Don Cristoval; „nach meiner Meinung führen diese Männer irgend ein geheimnißvolles Werk aus."

„Aber was denn für eins?“ fragte Don Luis ungeduldig.

„Ich weiß leider nicht mehr als Sie darüber; indessen nach dem Wenigen, was ich durch einen raschen Blick, den ich auf die unglücklichen Arbeiter geworfen habe, bemerken konnte, möchte ich wetten, daß Balboa dahinter steckt.“

„Teufel! wenn Sie Recht hätten, Don Cristoval, so vereinfachte dies unsere Instructionen sehr und ich erkenne nur zu wohl, was mir zu thun übrig bleibt.“

„Vielleicht wäre es vorsichtiger, umzukehren,“ bemerkte Don Incarnacion Ortiz.

„Ich theile nicht ganz Ihre Meinung, mein lieber Gefährte,“ erwiderte Don Luis Morin, „ich schlage Folgendes vor: Einer von uns wird zu der Caravane zurückkehren und Don José Moreno von dem Resultat nnsrer Forschung benachrichtigen. Der Zweite wird in diesem Gehölz verborgen bleiben und der Dritte entschlossen auf die Ruinen losgehen und sich den Goldsuchern oder wer diese Leute sein mögen, als einen Abenteuerer vorstellen, der gleichfalls sein Glück versuchen möchte.“

„Gut, aber was dann?“ fragte Don Cristoval.

„Wie, was dann?“ wiederholte Don Louis.

„Gewiß; Einer von uns wird sich als ein Abenteuerer in die Ruinen begeben, das mag sein, aber einmal dort, was wird ihm dies nützen und welchen Erfolg wird es für unsere Expedition haben?“

„Einen unermeßlichen! .... Dieser Mann, welcher natürlicherweise keinen Verdacht erwecken darf, wird sich frei bewegen und umschauen können; mit einem Wort, er wird mit der größten Leichtigkeit die Lösung des Räthsels entdecken, welches wir suchen und das in diesem Augenblick uns so stark in Verlegenheit setzt. Sobald er Alles erfahren hat über den Aufenthalt jener Leute in dieser Gegend, wer sie sind und was sie begehren, wird er sie verlassen und uns Bericht abstatten, und danach werden wir handeln; dies Alles scheint mir von größter Einfachheit; es ist wenig Gefahr dabei und das Resultat eines solchen Verfahrens ist für uns von unermeßlichem Werthe. Wenn Sie einwilligen, will ich das Abenteuer versuchen."

„Aber Ihr ausländischer Accent wird Sie sogleich als Europäer erkennen lassen?"

„Das hoffe ich in der That; gerade dieser Accent wird jeden Verdacht gegen mich entfernen und mir erlauben, meine Abenteurerrolle natürlich zu spielen; lassen Sie hören, was denken Sie von meinen Vorschlag?"

„Ich meines Theils finde ihn nach reiflicher Ueberlegung annehmbar und ich glaube, daß er eben seiner Kühnheit wegen Chancen des Gelingens hat; und Sie, Don Cristoval, was meinen Sie?"

„Ich, Caballeros, theile vollkommen die Ansicht,

soll, dieser ohne Widerrede Don Luis Morin ist. Er ist fremd, daher unbekannt, während wir, Sie und ich, Don Incarnacion, für den Fall, daß Don Horacio de Balboa sein Lager in diesen Ruinen aufgeschlagen hätte, sogleich verrathen sein würden; denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß uns dieser würdige Caballero sehr gut und sogar seit langer Zeit kennt," setzte er lachend hinzu.

Die drei Rancheros brachen bei diesem Scherz ihres Gefährten in ein Gelächter aus.

„Auf mein Wort," lachte Don Incarnacion, „ein vortrefflich angelegter Plan; ich für meinen Theil nehme ihn blindlings an. Nun, lassen Sie uns die anderen Rollen in's Auge fassen, für den, der hier im Hinterhalt bleiben wird."

„Sie, wenn es Ihnen Recht ist; ich, der das Land besser als Sie kennt, werde so schnell wie möglich zu Don José Moreno zurückkehren, um ihn von Dem, was vorgeht, in Kenntniß zu setzen.

„Gut, das wäre abgemacht; jetzt, Sennores, bleibt uns nur übrig, unsern Plan in's Werk zu setzen."

Die Berathung war somit beendet; die kühnen Abenteurer bestiegen sogleich wieder ihre Pferde, da sie keinen Augenblick zu verlieren hatten, und nachdem sie noch einige Worte ausgetauscht und sich die Hand gedrückt, sagten sie einander Lebewohl und trennten sich.

VIII.

Gastfreundschaft.

Es war beinahe fünf Uhr Abends; mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne nahm die Ebene wieder eine warme Färbung an, welche ihr einen seltsamen Charakter von Größe verlieh. Unwillkürlich überließ sich Don Luis Morin, der noch wenig an die großartigen Eindrücke der amerikanischen Natur gewöhnt war, dem unbeschreiblichen Zauber, welchen der Anblick der prächtigen Landschaft, die sich vor seinen Augen entrollte, auf ihn ausübte. Da wurde er plötzlich rauh aus seiner Träumerei aufgeschreckt durch die unvermuthete Erscheinung eines Reiters, welcher mit verhängtem Zügel auf ihn zusprengte und ihn mit lauter, beinahe drohender Stimme anredete:

„Holla! Sennor, sind Sie taub oder machen Sie vielmehr Ihre Reise im Schlafe auf Ihrem Pferde?“

antwortete Don Luis, indem er sich plötzlich in seinem Sattel emporrichtete; „allein ich gestehe Ihnen, daß ich vor Müdigkeit ganz erschöpft bin."

„Ah!" entgegnete der Andere, und blickte verstohlen auf das Pferd Don Luis', „Ihr Thier scheint mir indessen in bester Beschaffenheit zu sein, so daß es, wenn es nöthig wäre, noch einen weiten Ritt zurücklegen könnte."

„Das ist wohl möglich, Caballero," antwortete trocken der Franzose, „aber wenn mein Pferd wohl ist, so befinde ich mich desto schlechter."

„Ah! ah! Gefährte," versetzte der Unbekannte in spöttischem Tone, „wenn Sie zu dem Zwecke hierher kommen, um sich von irgend einer Krankheit zu erholen, so haben Sie keine Aussicht dazu, das sage ich Ihnen; Aerzte giebt es unter uns gerade nicht im Ueberfluß."

„Meine Krankheit ist, Gott sei Dank, nicht ernst, was Sie bald einsehen werden, daran zweifle ich nicht, ich bin sehr hungrig."

„Sie haben Hunger?"

„Meiner Treu, ja."

„Ah!" erwiderte der Andere mit Erstaunen, „Sie sind, auf meine Seele, ein lebendiges Räthsel! Wie, Sie sind bis zu den Zähnen bewaffnet, die Gegend wimmelt von Wildpret aller Art und Sie verhungern beinahe? Aber, Gott sei Dank, wenn dieses Leiden Sie quält, so wird es bald beendet

sein, und ich übernehme Ihre Heilung, wenn Sie mir folgen und die Gastfreundschaft annehmen wollen, welche ich Ihnen biete."

„Von ganzen Herzen, Caballero, und haben Sie Dank," antwortete Don Luis lächelnd.

„Bah! das ist nicht der Mühe werth. Die Gastfreundschaft ist eine Schuld, von der sich Keiner in der Wildniß frei machen kann."

„Darf ich ohne Indiscretion fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen, Caballero?" fragte der junge Mann, indem er sich vor dem Sprecher verneigte.

„Sehr wohl, Sennor," antwortete der Andere mit außerordentlicher Höflichkeit, „ich bin Don Horacio Nunnez de Balboa, Ihnen zu dienen, Capitain im Dienste Seiner Majestät des Königs von Spanien und Westindien. Und Sie, Caballero, darf ich meinerseits, ohne indiscret zu sein, fragen, wen ich die Ehre habe, als Gast zu begrüßen?"

Während der Capitain seinen Namen und Stand nannte, war der junge Mann unmerklich zusammengefahren. Don Cristoval's Vermuthungen hatten sich bestätigt; allein die Aufregung, welche er empfand, hatte nur die Dauer eines Blitzes und ging, von dem Andern unbemerkt, vorüber.

„Ich bin fremd, Caballero," antwortete Don Luis. „Seit Kurzem erst in Amerika angekommen,

wird mein beinahe unbekannter Name kein Interesse für Sie haben. Wenn indessen ....."

„Oh! es liegt mir wenig daran, Sennor, wir sind hier in einer Gegend, wo es Jedem freisteht, nach seinem Gefallen zu handeln und das strengste Incognito zu bewahren, wenn es ihm beliebt, ohne daß diese Zurückhaltung Jemanden überrascht. Ich würde Sie nur um Ihren Namen bitten, um zu wissen, wie ich Sie bei Gelegenheit anreden soll."

„Wenn es nur darauf ankommt, Sennor, ich heiße Don Luis."

„Dies genügt," unterbrach ihn der Capitain rasch. „Nun, Don Luis, da wir uns kennen oder beinahe, so werde ich die Ehre haben, Sie, wenn Sie es wünschen, in meine armselige Wohnung zu führen, die ich Sie bitte, von diesem Augenblicke an als die Ihrige zu betrachten."

„Tausend Dank, Sennor," erwiderte der junge Mann mit einer Verbeugung.

Darauf ritten die beiden Reiter neben einander im raschen Trabe der großen Hütte Moctekuzo-ma's zu.

Die seltsamen Bewohner der Ruinen waren, wie Don Cristoval ganz richtig vermuthet hatte, Gambucinos, die mit der Ausnutzung eines Gold-lagers beschäftigt waren. Welches aber konnte dieses Goldlager sein, das auf Befehl Don Horacio

de Balboa's durchsucht wurde; dies zu erfahren war Don Luis begierig.

Mitten unter Jacalen, die mit Zweigen gedeckt waren, bewegte sich eine zerlumpte, abgezehrte, kränkliche Bevölkerung mit finstern, wilden Gesichtszügen, zurückstoßendem Aeußern und rohen Manieren: Haufen von Räubern, der Auswurf aller Civilisationen, welche aus den entferntesten Orten gekommen waren, ohne Zweifel durch jene furchtbare Krankheit angetrieben, der die Amerikaner den so energischen Namen Goldfieber beigelegt haben, die von der Gesellschaft als Verlorene ausgestoßen, hier in diesen unbekannten Schlupfwinkeln eine Zuflucht suchen.

Die Leute, welche die beiden Männer auf ihrem Wege trafen, warfen ihnen verstohlen mißtrauische und fast drohende Blicke zu, während sie mit einander flüsterten; dennoch grüßten beinahe Alle Don Horacio mit katzenartiger Unterwürfigkeit.

Vor den improvisirten Pulquerias hier und dort floß das Blut der mit einander kämpfenden Trinker. Die nach Blut und Aufregung begierige Menge bildete einen Kreis, nicht um den Kampf zu verhindern, sondern um die Stöße zu beurtheilen, Wetten einzugehen und den Sieger zu beglückwünschen.

Ueberall sah man Spuren unermeßlicher Gruben, die bis zu einer gewissen Tiefe ausgehöhlt, sich nach allen Richtungen durchschnitten; allein

Don Luis bemerkte, daß sich nirgends Gold zeigte.

Aus welchem Grunde nun gruben jene sonderbaren Gambucinos diese ungeheuren Vertiefungen, ohne zu ermüden oder zurückzuschrecken? Welche geheimnißvolle Arbeit vollbrachten sie denn?

Dies fragte sich innerlich Don Luis, den die seltsame Weise zu arbeiten interessirte und mehr und mehr beunruhigte, je länger er, scheinbar gleichgültig, den Windungen des Lagers folgte.

In noch nicht zwanzig Minuten erreichten die beiden Reiter die Ruinen und hielten vor dem Eingange des Hauses. Der Capitain pfiff auf eine besondere Weise, worauf ein Peone erschien.

„Da wären wir an Ort und Stelle, Caballero," sagte der spanische Offizier. „Steigen Sie ab, werfen Sie diesem Burschen die Zügel zu, der Ihr Pferd verpflegen und Ihren Mantelsack in Ihr Zimmer tragen wird, und haben Sie die Güte mir zu folgen."

Der junge Mann gehorchte, indem er, um in seiner angenommenen Rolle zu bleiben, eine Müdigkeit zur Schau trug, welche er durchaus nicht empfand. Er war im Begriff in das Haus zu treten, als sein Gefährte ihm die Hand auf den Arm legte und ihm verlegen zuflüsterte:

„Verzeihen Sie, Caballero, Jeder auf dieser Welt hat seine Geschäfte, die nur ihn allein an-

gehen; Sie wissen das eben so gut wie ich, da Sie unbekannt zu bleiben wünschen; ich wollte sie daher bitten, mir zu versprechen, bei Allem, was Sie hier sehen oder hören werden, neutral zu bleiben."

Don Luis trat einen Schritt zurück.

„Erlauben Sie, Capitain," sagte er, „ich muß Ihnen vor Allem eine Bedingung auflegen."

„Eine Bedingung!" erwiderte der Capitain erstaunt. „Wohlan, welche? Sprechen Sie."

„Daß ich weder etwas sehen noch hören werde, was in irgend einer Weise meine Ehre in's Spiel bringen könnte."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Was ich ausspreche, nichts Anderes; ich bitte Sie, legen Sie meinen Worten keinen andern Sinn unter, als den ich selbst daran knüpfe."

Der Capitain betrachtete seinen Gast einen Augenblick mit ernster Aufmerksamkeit, aber das Gesicht des jungen Mannes blieb kalt und gleichgültig. Nach einer Weile zuckte der Spanier die Achseln, lächelte verächtlich, und schien endlich seinen Entschluß gefaßt zu haben.

„Kommen Sie," sagte er, „und handeln Sie nach Ihrem Gefallen; Sie sind mein Gast und daher vollkommen frei; überdies geht es mich wenig an."

Sie traten in das Haus.

Wenn das Aeußere der Ruinen immer dasselbe

geblieben war, so bewiesen die weißgetünchten und mit Malereien in den schreiendsten Farben versehenen Kalkwände, der Boden, welcher beinahe gänzlich von den Unreinigkeiten gesäubert war, die Jahrhunderte aufgehäuft hatten, und der mit einer zu schmalen Matte bedeckt war, einige vereinzelte Möbel, wie: eine Hängematte, ein Schenktisch, Stühle und Tisch, daß man bemüht gewesen war, das Innere ein Wenig wohnlicher zu machen.

Die Nacht war hereingebrochen; zwei qualmende Talglichter auf einem Tische und einige an der Wand in eisernen Ringen steckende Holzfackeln erleuchteten diesen Raum mit einem zweifelhaften, zitternden Schein.

Wenige reichliche Gerichte, die aus einigen Schüsseln Gemüse und Wildpret bestanden, waren mit jener der spanischen Race eigenthümlich kleinlichen Art auf dem Tisch nebeneinander aufgestellt; daneben standen irdene mit Wasser gefüllte Krüge und eine halbgeleerte Flasche mit Branntwein.

„Hier, mein Gast,“ sagte freundlich der Capitain, indem er dem jungen Mann einen Sitz anwies, „da Sie von so großem Hunger gequält sind, so setzen Sie sich und essen Sie.“

Sie nahmen einander gegenüber Platz; aber in dem Augenblicke, wo der Capitain die Hand ausstreckte, in der wohlwollenden Absicht, seinen

hungrigen Gast zu bedienen, öffnete sich eine Thür und eine junge Mestize erschien.

„Die Sennora Donna Linda Moreno!" sagte sie, indem sie zur Seite trat, um die Person, welche sie gemeldet hatte, einzulassen."

Donna Linda trat ernst und majestätisch in das Zimmer.

Die beiden Männer hatten sich von ihrem Sitz erhoben.

Don Luis begrüßte das junge Mädchen ehrerbietig, bot ihr die Hand und führte sie zur Tafel.

Was den Capitain anbetrifft, so hatte das unvermuthete Erscheinen Donna Linda's ihm eine sichtliche Verlegenheit und Verdruß bereitet, ungeachtet er sich bemühte, dies zu verbergen.

Donna Linda war bleich; ihre Augen, von Thränen geröthet, deuteten auf tief empfundenes, aber edel ertragenes Leid. Sie dankte dem jungen Mann durch ein leichtes Neigen des Kopfes und ließ sich am Tische nieder.

„Sie erfreuen mich so selten mit Ihrer Gegenwart, Sennorita," sagte der Capitain, „daß ich nicht auf das Glück zu hoffen wagte, Sie heute meine Mahlzeit theilen zu sehen."

Das junge Mädchen antwortete auf dieses geschraubte Compliment nicht, es schien dasselbe nicht gehört zu haben und wandte sich zu Don Luis.

„Welcher unglückliche Zufall hat Sie zu dieser Räuberhöhle geführt, Caballero," fragte sie ohne Umstände.

„Ich segne diesen Zufall, der mir die Ehre verschafft, Ihnen zu begegnen und mich Ihren Diensten zu weihen, Sennorita," erwiderte Don Luis Morin mit einer höflichen Verneigung.

„Da Donna Linda unsere Mahlzeit mit ihrer Gegenwart zu verschönern geruht, so erfordert es der Anstand, daß ich Sie ihr vorstelle, mein lieber Gast," sagte der Capitain ironisch.

„Ich bedarf einer andern Vorstellung nicht, Sennor," sprach lebhaft das junge Mädchen. „Obgleich ich Ihren Namen nicht kenne, ist Ihr Benehmen doch das eines Caballero und eines Ehrenmannes, und ich bin überzeugt, daß ich mich Ihnen mit aller Sicherheit anvertrauen kann."

„Ich hatte die Ehre, Ihnen bemerklich zu machen, daß ich vollkommen zu Ihrer Disposition stehe, Sennorita; ich bitte daher, daß Sie die Güte haben über mich zu verfügen."

„Bei Gott!" sagte der Capitain mit unterdrückter Heftigkeit, „es scheint mir, mein lieber Gast, daß Sie ein Wenig rücksichtslos verfahren, und sich außerordentlich beeilen, einer Person Ihre Dienste anzubieten, welche Sie nicht kennen und zum ersten Ma[illegible]ei mir begegnen."

„Ich thue, was die Ehre mir befiehlt, Caballero,“ entgegnete Don Luis kalt, „ich bin Franzose und in meinem Lande würde ein Mann von guter Herkunft niemals seinen Schutz einer Dame verweigern, sobald sie ihn darum bittet.“

„Ich halte Sie bei Ihrem Wort, Sennor,“ erwiderte das junge Mädchen.

„Verzeihen Sie, Sennorita,“ fiel der Capitain hier ein, indem er sich rasch erhob, „ich glaube, daß Sie einen Scherz, der schon lange genug gedauert hat, zu weit treiben.“

„Im Gegentheil,“ antwortete Don Luis kalt, „ich betrachte dies als sehr ernst, und bitte Sie, Caballero, daß Sie die Sennorita sich erklären lassen.“

Diese Worte wurden mit so fester Stimme und so edlem Ausdruck gesprochen, daß Don Horacio, der bei seinem Gaste eine solche Opposition nicht erwartet hatte, und an die mexikanische Heuchelei gewöhnt war, einige Secunden in sprachloser Bestürzung dastand; bald aber gewann die rohe Brutalität seines Charakters wieder die Oberhand, und er rief heftig, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug:

„Worein mischen Sie sich?“

„Erinneren Sie sich meiner Worte, Sennor, als

gebe Ihnen mein Wort, daß, was auch geschieht, kein Flecken darauf haften wird," antwortete Don Luis mit Ruhe.

„Haben Sie Dank, Caballero," rief das junge Mädchen bewegt aus. „Dank dafür, daß Sie mich nicht ohne Vertheidigung der Macht dieses Mannes überlassen. Seien Sie gesegnet für Ihre edle Ergebenheit gegen eine Unbekannte."

„Bei Gott!" schrie der Capitain und brach in ein nervöses Lachen aus, „obwohl ich es vorbereitet hatte, glaubte ich nicht, einer so erfreulichen Scene beizuwohnen."

„Was wollen Sie damit sagen, Caballero?" fragte der junge Mann stolz.

„Ich will sagen, Sennor," erwiderte der Capitain, indem er sich wieder setzte und sich gemächlich auf seinem Stuhl zurücklehnte, „daß Sie blindlings in die Ihnen gestellte Falle gegangen sind."

„Eine Falle?"

„Nun, mein Gott, ja," erwiderte Jener mit spöttischer Gutmüthigkeit. „Sie müssen das indianische Sprüchwort kennen: die Bäume haben Augen und die Blätter Ohren. Sehen Sie, ich lasse Ihnen, Don Incarnacion Ortiz und noch einem andern seiner Freunde nachspüren. Nicht der Zufall, wie Sie glauben, hat mich Ihnen voraus in die Savanne geführt; ebenso wenig, wie der Zufall Sie

hierhergebracht hat. Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Herr, so empfindlich Sie im Puncte der Ehre zu sein scheinen, würde Ihnen ein erfahrener Bandit sicherlich nichts nachgeben, was den Verrath anbetrifft."

„Sennor, diese Worte . . . . ."

„Wahrhaftig! ich wäre neugierig zu erfahren, welchen Namen Sie Ihrer Handlungsweise mir gegenüber beilegen wollen, Sennor Colonel Don Luis Morin, Sie sehen, daß ich Sie kenne, nicht wahr?"

„Genug der Beleidigungen!" rief der junge Mann aus, der sich innerlich gestehen mußte, daß die Worte des Capitains nicht ganz einer gewissen Logik entbehrten.

„Ich beleidige Sie nicht, ich sage die Wahrheit. Es liegt wenig daran, was ich gethan habe; das ist eine Rechnung, die ich mit mir und meinem Gewissen auszumachen habe. Ich habe ein junges Mädchen entführt, was geht Sie das an? Sind Sie Ihr Verwandter oder Ihr Verlobter? Nein! Ueberdies, wenn ich ein Bandit wäre, wie die Sennora behauptet, würde mich nichts daran verhindern, mich an Ihnen zu rächen."

„Was hält Sie davon zurück?" sprach mit Ruhe Don Luis, „glauben Sie, daß ich nicht wußte, welcher Gefahr ich mich aussetzte, als ich hierher kam? Ich war bereit, mein Leben zum

Opfer zu bringen, als ich schwor, Donna Linda ihrem Vater zurück zu geben."

„Sie sind wahnsinnig," sagte der Capitain mit vor Zorn erstickter Stimme, „daß Sie es wagen, solche Worte in meinem Lager an mich zu richten, umgeben, wie ich bin, von ergebenen Männern, die bereit sind, mir auf den geringsten Wink zu gehorchen. Sie sind allein, ohne mögliche Hülfe, ich habe nur ein Wort auszusprechen, eine Bewegung zu machen, und Sie werden aufgehört haben zu leben."

„Allerdings," entgegnete der junge Mann, „aber Gott ist mit mir; Gott, der uns sieht, der uns richtet und der, wenn alle menschliche Hülfe mir fehlt, mich nicht verlassen wird."

„So rufen Sie ihn denn," höhnte der Capitain, „denn zum Teufel! es ist, auf mein Wort, Zeit, daß er Ihnen zu Hülfe kommt."

„Caballero," sagte Donna Linda mit vor Qual gebrochener Stimme, „vergessen Sie, was ich Ihnen gesagt habe, ich flehe Sie darum an; meine Verzweiflung machte mich blind. Ueberlassen Sie mich meinem traurigen Schicksal, ich beschwöre Sie, beginnen Sie keinen Kampf, aus dem Sie nicht als Sieger hervorgehen würden. Fügen Sie meinem Schmerz nicht den Gewissensbiß hinzu, Ihr Verderben veranlaßt zu haben."

„Sennora," sagte der junge Mann kalt, indem

er seinen Degen zog und sein Pistol aus seinem Gürtel nahm, „ich danke Ihnen für die Sympathie, welche Sie mir beweisen, allein verzeihen Sie mir daß ich Ihren Befehlen ungehorsam bin. Es wird sich mir niemals eine schönere Gelegenheit darbieten, eine edle Sache zu vertheidigen. Ich habe mir selbst geschworen, Sie zu retten oder für Sie zu sterben, und ich werde Sie retten oder sterben."

Und er wehrte das junge Mädchen mit einer so edlen und zugleich so sanften Geberde von sich ab, daß sie in unbeschreiblicher Verzweiflung unbeweglich blieb, und es nicht gewagt haben würde, noch ferner zn vermitteln.

„Es geschehe denn, wie Sie wünschen," rief der Capitain mit dem Grinsen eines Raubthieres.

Der Kampf sollte beginnen, furchtbar und ohne Gnade, schon stürzte Don Horacio mit geschwungenem Säbel auf seinen Gegner los, welcher sich seinerseits vorbereitete, ihm tapfer die Stirn zu bieten, als plötzlich die Thür geräuschlos geöffnet wurde und ein Mann eintrat.

Dieser Mann war Mos-ho-ké, der große Sachem der Comanchen.

Der Häuptling war in Kriegstracht; ernst und langsamen Schrittes ging er auf die beiden Männer zu, und betrachtete sie eine Weile aufmerksam, dann senkte er die Degen mit einer Geberde voll unwiderstehlicher Hoheit.

„Was geht denn hier vor?“ sagte er. „Streitet der bleiche Häuptling mit dem Manne, dem er Gastfreundschaft angeboten hat?“

Ein düsteres Schweigen von einigen Minuten folgte diesen Worten des Sachems.

IX.

Der Häuptling.

Wir haben Don Incarnacion Ortiz verlassen, als er tiefer in das Gehölz eindrang, welches das Dorf oder vielmehr das Lager der Gambucinos begrenzte. Bald hatte er einen günstigen Ort gefunden für seinen Hinterhalt, er stieg vom Pferde und ließ sich am Fuße eines Baumes nieder; gesenkten Hauptes verlor er sich in tiefes Nachdenken.

Seine Gedanken waren weder sehr heiter noch sehr angenehm. Don Incarnacion Ortiz befand sich jetzt sicherlich in einer ziemlich mißlichen Situation; allein, fern von aller Hülfe, jeden Augenblick der Entdeckung und Ermordung durch die in der Ebene anwesenden Fremden preisgegeben, für den Fall, daß sie, wie es nach Allem anzunehmen war, auf den Gedanken kommen sollten, in den Gehölzen, welche ihre Niederlassung umgaben, eine

befreien, welche ihre Bewegungen zu überwachen beauftragt waren.

Aber nicht diese so wenig angenehme Aussicht war es, welche den jungen Mann beunruhigte, andere ernstere Besorgnisse erfüllten ihn mit Trauer und ließen ihn seine erzwungene Unthätigkeit verwünschen.

Jetzt, da er allein und sich selbst überlassen war und kalt darüber nachdenken konnte, was zwischen ihm und Don Luis vorgegangen, bedauerte er bitterlich, eingewilligt zu haben, daß sein Freund sich zu den Gambucinos begeben hatte.

Würde Don Luis, ungeachtet seiner Tapferkeit und seiner Intelligenz, da er wenig mit den mexikanischen Sitten vertraut war, im Stande sein, seine Rolle schlau genug zu spielen, um seine Feinde zu täuschen? Und dann sollte er, der Verlobte Donna Linda's, er, den sie liebte, und von dem sie allein gerettet zu werden erwarten durfte, seinen Platz durch Don Luis einnehmen lassen? So groß auch ihre gegenseitige Freundschaft war, handelte er nicht gegen seine Pflicht und seinen Schwur, wenn er einem Andern die Sorge überließ, ihre Beschimpfung zu rächen?

Diese und viele andere Gedanken regten den gepeinigten Geist des jungen Mannes bald in einem solchen Grade auf, daß er, von einer plötzlichen Wuth ergriffen, mit dem Vorsatze aufsprang, sich

um jeden Preis in das Lager der Gambucinos einzuführen, ohne übrigens zu überlegen, wohin dieser tolle Streich führen würde.

In dem Augenblicke, als er den Fuß in den Steigbügel setzte, ließ sich ein leichtes Geräusch in den Büschen vernehmen. Instinctmäßig wandte er den Kopf um, aber schon hatten sich mehre Männer mit Blitzesschnelligkeit auf ihn gestürzt und ehe er eine Bewegung machen oder einen Schrei ausstoßen konnte, sah er sich gefangen und unfähig, sich zu vertheidigen.

Sobald der junge Mann erkannt hatte, daß jeder Widerstand vergebens war, fügte er sich seiner Niederlage und er wandte sich mit stolzem Tone an die ihn festhaltenden Personen.

„Was wollt Ihr von mir und warum überfallt Ihr mich wie eine Heerde wüthender Wölfe," sagte er zu ihnen.

„Ah!" sprach plötzlich eine spöttische Stimme, „sollten wir uns geirrt haben, und zufällig, während wir einen Fuchs zu jagen glaubten, ein Löwe in unsere Netze gerathen sein?"

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir?"

„Sie werden es erfahren, mein junger Herr; aber vor Allem, Gefährten, zündet, da es so finster ist, die Fackeln an, damit wir einander sehen und erkennen können."

Dieser Befehl wurde sogleich ausgeführt. Allein

die geringe Freiheit, welche man dem jungen Manne einige Secunden gestattete, genügte diesem, seine Machete zu ziehen und sich in den Stand zu setzen, sein Leben theuer zu verkaufen.

„Ah!“ rief er mit spöttischem Lachen, „wenn ich unterliege, so wird es nicht geschehen, ohne Euch einige meiner Merkmale zurückzulassen. Nun was wartet Ihr, meine Braven?“

In diesem Augenblicke erhellte sich plötzlich die Lichtung.

Don Incarnacion schaute um sich; wenigstens hundert Individuen umringten ihn, ohne Diejenigen zu zählen, deren schwarze Silhouetten, bald erleuchtet, bald im Schatten, hinter den Bäumen erschienen und verschwanden.

„Hm!“ sprach er zu sich selbst, „sie sind zahlreich. Doch um so besser! Wenn ich sterben soll, werde ich wenigstens glorreich fallen.“

„Nun, nun,“ sagte mit freudigem Tone der junge Mann, welcher schon zweimal gesprochen hatte, „nieder mit den Waffen, Gefährten, ich wußte wohl, daß wir uns irrten und es mit einem Freunde zu thun hatten.“

„Wo zum Teufel habe ich diese Stimme gehört!“ sprach der junge Mann zu sich selbst.

Die Reihen der Unbekannten theilten sich und zwei Männer schritten rasch in die Mitte der Lichtung vor.

Don Incarnacion stieß einen Ausruf der Ueberraschung und des Vergnügens aus, ließ seine Machete fallen und eilte ihnen entgegen.

Der Eine dieser beiden Männer war Don Ramon Ochoa, der andere Mos=ho=ké, der Comanchensachem.

„Ah! bei Gott! das ist ein sonderbares Zusammentreffen. Gott sei gesegnet für den Zufall, der Sie hierher führt!“ rief der junge Mann voller Freude.

„Es ist kein Zufall, mein tapferer Freund,“ antwortete lächelnd der Ex=Alcade; ich komme im Gegentheil ausdrücklich auf die Einladung des Häuptlings, um meine Cuadrilla mit der Don José Moreno's zu vereinigen.“

„Auf meine Ehre, Häuptling, Ihr seid wirklich ein kostbarer Mann,“ sagte heiter Don Incarnacion Ortiz zu dem Sachem, indem er ihm herzlich die Hand drückte. „Habt Ihr Don José Moreno von der Verstärkung benachrichtigt, welche Ihr ihm so zur rechten Zeit zugeführt?“

„Mos=ho=ké hat den bleichen Häuptling vor zwei Tagen verlassen, ohne ihm seine Pläne mitzutheilen. Die Weißen sprechen, aber die Rothhäute handeln. Mein Vater, das graue Haupt, wird zufrieden sein, wenn er die Zahl seiner Krieger durch die Sorge seines Comanchensohnes verdoppelt sehen wird.“

„Aber mein Freund, was thaten Sie denn hier so allein, den einen Fuß im Steigbügel und den andern auf dem Boden?“ fragte Don Ramon.

„In dem Augenblick, wo Sie mich überrascht haben, war ich im Begriff, mich auf meine eigene Gefahr in das Lager der Banditen zu begeben,“ antwortete Don Incarnacion.

„Die Weißen sind Thoren,“ sagte ernst der Häuptling, „kann ein Mann es mit hundert aufnehmen?“

„Nein, aber sollte ich sterben, so will ich Donna Linda retten.“

„Gut!“ entgegnete der Comanche; „man muß sie retten, ja; aber man muß leben.“

„Ich wünsche Nichts weiter,“ rief der junge Mann aus und lachte trotz seiner Betrübniß; „so möge denn der Häuptling ein Mittel finden.“

„Mein Bruder gedulde sich; die Nacht ist finster in diesem Augenblick; nichts drängt uns; morgen wird es Zeit sein, zu handeln.“

„Es drängt uns nichts! Aber mein Gott, Ihr wißt nicht Alles, Häuptling.“

„Was giebt es noch?“ fragte Don Ramon.

„Mein Bruder rede, meine Ohren sind offen,“ sprach der Sachem.

Nachdem die gegenseitige Erkennung bewirkt, waren die Fackeln auf einen Wink des Indianers ausgelöscht worden, um den Gambucinos nicht die

Anwesenheit der Parteigänger zu verrathen. Die Rancheros, offenbar durch einen weiten Ritt ermüdet, hatten sich darauf hier und dort auf das Gras hingestreckt, und den Zügel ihrer Pferde um den Arm geschlungen, um sich bei dem ersten Signal wieder in den Sattel schwingen zu können.

Don Incarnacion erzählte in wenigen Worten, was zwischen ihm und seinen Gefährten sich ereignet hatte; daß Don Cristoval zurückgekehrt sei, um die Ankunft der Caravanen zu beschleunigen, während Don Luis Morin seinen Weg fortgesetzt hatte, um sich über die Lage Donna Linda's zu unterrichten; wie endlich er, da er seiner Unruhe nicht mehr hatte widerstehen können, im Begriff gewesen, seinen Freund aufzusuchen, als die Rancheros ihn so plötzlich überfallen hatten.

„Ocht!“ sagte der Häuptling, „mein weißer Bruder hat wie ein weiser Mann gesprochen und wie ein Kind gehandelt. Aber er verzweifle nicht, der Wacondah ist groß; er wird ihm zu Hülfe kommen. Die bleiche Jungfrau mit den Azuraugen ist nicht von Gefahren bedroht, wie er glaubt; der weiße Häuptling der Gachupines behandelt sie mit Ehrerbietung, der Sachem weiß es. Es ist daher wenigstens jetzt nichts für sie zu fürchten. Feuerauge allein kann in Gefahr gerathen. Mos-ho-ké wird nach dem Atepelt der Bleichgesichter gehen.“

„Wird der Häuptling allein gehen?"

„Mos-ho-ké ist mächtig, die Gachupines fürchten ihn."

„Wohlan, es sei," versetzte entschlossen der junge Mann, „aber unter der Bedingung, daß ich meinen Bruder begleiten werde."

Der Indianer blickte ihn durchdringend an, er schien einen Augenblick zu überlegen und antwortete dann:

„Mein Bruder wird mit mir gehen."

„So laßt uns aufbrechen!" rief der junge Mann aus.

„Die Jugend ist ungeduldig," sprach der Häuptling in einem würdevollen Tone. „Die Kinder meines Vaters, des bleichen Häuptlings, werden von zwei Kriegern meiner Nation geführt, hier sein, bevor der Mond die Hälfte seines Laufes am Himmel zurückgelegt hat. Die Weißen werden ihre Brüder auf diesem Platze erwarten und ihn nur verlassen, um in den Atepelt einzuziehen, sobald Mos-ho-ké zu ihnen zurückgekehrt sein wird; und nun folge der bleiche Häuptling den Kriegern der Rothhäute, sie werden Alle zusammen in das Lager der Gachupines eindringen."

Der Indianer ahmte hierauf zweimal den Schrei des Prairiehundes nach.

Unmittelbar darauf traten fünfundzwanzig

Comanchenkrieger in die Lichtung und nahmen ihren Platz hinter ihrem Häuptling ein.

Don Incarnacion hatte sich bereits in den Sattel geschwungen und erwartete mit Ungeduld, daß sein Gefährte das Signal zur Abreise geben sollte. Aber der Indianer, kalt und gleichgültig, wie alle Männer seiner Race, beeilte sich keineswegs; nachdem er noch einen Blick über seine Krieger hatte schweifen lassen, als hätte er sich überzeugen wollen, daß ihre Waffen in gutem Zustande seien, setzte er den Fuß in den Steigbügel und sprang in den Sattel. Darauf wandte er sich zu Don Ramon und sagte:

„Nicht wahr? mein Bruder hat mich recht verstanden? Er soll meine Rückkehr erwarten, so lange meine Abwesenheit auch dauern mag, bevor er dieses Lager verläßt. Vor Allem darf keiner seiner Krieger sich in der Ebene blicken lassen.“

„Geht in Frieden, Häuptling,“ antwortete der Ranchero. Und nachdem er Don Incarnacion liebevoll die Hand gedrückt hatte, setzte er hinzu: „Gott helfe Ihnen, mein Freund.“

„Haben Sie Dank,“ antwortete dieser, indem er warm seinen Händedruck erwiderte.

„Ehaa — vorwärts —“ befahl der Sachem.

Die Comanchenkrieger setzten ihren Pferden die Sporen ein und sprengten im Galopp der Ebene zu.

Das Dorf der Gambucinos war finster, seine Straßen leer; nur in gewissen Entfernungen bemerkte man einen röthlichen Schein, glühend wie die Oeffnungen eines Schmelzofens; zuweilen ließ sich unharmonisches Geschrei vernehmen, welches aus einer Schenke drang. Einige verdächtige Schatten glitten rasch und schweigend in der Finsterniß vorüber.

Die Comanchen ritten durch das ganze Dorf und erreichten die Ruinen, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Die Gambucinos wußten, daß ein Theil des Stammes mit ihnen in der Ebene lagerte; sie vermutheten, daß die Truppe ein von der Jagd heimkehrendes Detachement sei, welches in das Dorf zurückkehrte.

Vor der großen Hütte Moctekuzoma's angekommen, befahl der Häuptling Halt zu machen, dann stieg er ab und Don Incarnacion ebenfalls, die Rothhäute blieben im Sattel, den Finger auf dem Hahn der Flinte, schauten sie mit wachsamen Blicken um sich.

Wir haben gesagt, daß die Ankunft der Comanchen in keiner Weise die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, dennoch traf Mos-ho-ké, vorsichtig wie alle Rothhäute, gewisse Vorkehrungen in der Voraussicht der Ereignisse, welche kommen konnten.

Auf seinen Befehl wurden zwei Krieger in das

Lager der Rothhäute gesandt, welches kaum einige hundert Schritte entfernt war, mit dem Befehl, jene auf der Stelle bewaffnet nach der großen Hütte zu führen. Sechs andere Krieger wurden um die Ruinen vertheilt, mit dem ausdrücklichen Befehl, Jedem den Eintritt oder Ausgang zu wehren.

Sobald diese Befehle gegeben und ausgeführt waren, näherte sich der Sachem Don Incarnacion Ortiz und neigte sich an sein Ohr.

„Mein Bruder sieht, was ich für ihn thue; ist er zufrieden?“ sagte er.

„Ja Häuptling,“ entgegnete mit leiser Stimme der junge Mann.

„Es ist gut; mein Bruder wird kein Wort sprechen, keine Geberde machen ohne meine Billigung, er schwöre es mir bei dem Wacondah!“

„Ich schwöre es Euch auf meine Ehre, Häuptling, aber schwört auch Ihr mir, daß Ihr Don Luis, meinen Freund, retten wollt.“

„Ich werde ihn retten, oder wir werden Alle umkommen!“ antwortete der Indianer mit einem düstern Lächeln.

Darauf näherten sie sich der Thür, legten das Ohr an dieselbe und horchten.

Im Innern wurde heftig gesprochen; die Worte folgten mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und dem Ausdruck des Zorns, den man unmöglich mißverstehen konnte.

Don Incarnacion fühlte trotz seines Versprechens, den Sturm in seiner Brust grollen, und wenn der Häuptling ihn nicht mehrmals mit eiserner Hand zurückgehalten hätte, so würde er in den innern Raum des Hauses eingedrungen sein. Bei einem durch den Capitain ausgesprochenen letzten Worte war der Indianer genöthigt, den jungen Mann rauh zurückzustoßen.

„Was ist zu thun?“ rief Don Incarnacion.

„Haltet Euren Schwur, wartet und lasset mich handeln. Mein Bruder bedenke, daß die geringste Unvorsichtigkeit genügen würde, um meine Krieger ermorden zu lassen. Er ist mir für sie verantwortlich, ich hafte ihm für seinen Freund; er warte, während ich in diesen Calli trete.“

Ohne ein Wort hinzuzufügen, schritt der Häuptling auf die Thür zu, öffnete sie und trat in den Saal.

Wir haben am Schlusse des vorhergehenden Kapitels berichtet, welche Aufregung und Ueberraschung das unvermuthete Erscheinen und die plötzliche Dazwischenkunft des Comanchenhäuptlings dem Capitain, Don Luis Morin und Donna Linda bereitete.

Mos-ho-ké grüßte ehrerbietig das junge Mädchen, und sich zu dem Spanier wendend, sagte er:

„Ich habe einen weiten Ritt gemacht, ich bin

müde, hungrig und durstig; hat der bleiche Häuptling mir keine Erfrischungen zu bieten; oder zieht er es vor, daß wir zunächst das Geschäft beenden, welches mich zu ihm führt?"

„Von welchem Geschäft will der Häuptling reden?" antwortete Don Horacio, indem er die Stirn runzelte. „Ich weiß nicht, daß Mos-ho-ké, außer den Rücksichten der Höflichkeit, die zwischen uns existiren, etwas von mir zu fordern hätte."

„Meines Bruders Gedächtniß ist kurz. Er vergißt, daß das Gebiet, welches er betreten, den Kriegern meiner Nation gehört; daß sie es sind, welche auf meinen Befehl ihm als Führer gedient haben, um hierher zu gelangen, daß ich ihm nur unter einer Bedingung gestattet habe, ein Lager für sich und die Seinigen hier aufzuschlagen."

„Und diese Bedingung," rief der Capitain erbleichend aus, „wollt Ihr schon jetzt ausgeführt sehen?"

„Deshalb komme ich," entgegnete einfach der Sachem, „erwartete mich der Häuptling der Bleichgesichter nicht?"

Der Blitz, der zu den Füßen des Capitains eingeschlagen hätte, würde ihn nicht mehr erschreckt haben, als diese so friedlich ausgesprochenen, aber mit einem Lächeln unbeschreiblicher Ironie accentuirten Worte.

Der Indianer fuhr fort:

„Drei Tage sind verflossen, seitdem der bleiche Häuptling von den Ruinen des Calli Moctekuzoma's Besitz genommen hat. Ich habe ihn, da ich seinem Versprechen vertraute, friedlich sich in dieser Ebene einrichten lassen. Welche Bedingungen hatte ich dem bleichen Häuptling gestellt?"

„Ich hatte mich anheischig gemacht, nach Ablauf dieser drei Tage Donna Linda Euren Händen zu überliefern, wenn Ihr mir die Freiheit ließet, während dieser Zeit die Männer unter meinem Befehl nach Belieben arbeiten zu lassen," antwortete kalt der Capitain, indem er heimlich die Hand an seinen Degen legte.

„Habe ich die Bedingungen des Vertrags erfüllt?"

„Das gebe ich zu, Häuptling."

„Ich erwarte die Gefangene, welche das Bleichgesicht mir verkauft hat und die mir gehört."

„So wahr Gott lebt! . . ." rief der Capitain wüthend.

Der Indianer unterbrach ihn, indem er durch eine rasche Bewegung die Thür öffnete.

„Das Bleichgesicht überlege; nicht ich allein, mein ganzer Stamm fordert sie," sagte er.

Der Capitain stieß einen Ausruf des Schreckens und der Bestürzung aus, er fühlte sich besiegt.

Durch die halboffene Thür hatte er bei dem

bleichen Scheine des Mondes die indianischen Krieger bemerkt, die finster und drohend, in dichten Reihen das Haus umgaben.

„Sie geht!“ sagte er mit vor Zorn erstickter Stimme. „Sie ist frei!“ Dann fügte er nach einem Augenblick in drohendem Tone hinzu: „Gut gespielt, Häuptling, aber ich werde meine Revanche nehmen.“

Der Indianer wandte sich, ohne eine Antwort zu geben, zu dem jungen Mädchen und faßte ihre Hand.

„Wir werden uns wiedersehen, Sennor,“ sagte mit unterdrückter Wuth der Capitain zu Don Luis, welcher gleichfalls im Begriff war, sich zu entfernen.

„Ich rechne darauf, Caballero,“ erwiderte einfach der junge Mann.

„Ja, wir werden uns wiedersehen, Elender, und bald, so wahr Gott lebt!“ rief Don Incarnacion, der mit dem Sprung eines Panthers an der Seite seines Freundes stand.

Aber ein Blick des Häuptlings hielt ihn zurück. Wozu sollte in diesem Augenblick ein Streit nützen, da Donna Linda gerettet war!

„Ah! es war ein Verrath,“ sprach Don Horacio de Balboa dumpf, wüthend über seine Ohnmacht, aber gezwungen sich vor einer höheren Macht als der seinigen zu beugen.

Die jungen Männer zuckten verächtlich die Schultern und entfernten sich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Einige Minuten später ritten die Comanchen spornstreichs davon.

X.

Die Recognoscirung.

Der Capitain Don Horacio de Balboa war ein Mann von bewährter Tapferkeit; ungeachtet seines wenig gewissenhaften Charakters und seiner schmählichen Habsucht, hatte er dennoch bei manchen Gelegenheiten tapfer seine Person eingesetzt und erfreute sich unter den Seinigen mit Recht des Rufes eines braven Kriegers. Wenn er dieses Mal mit scheinbarer Nachgiebigkeit den gebieterischen Befehlen des Comanchenhäuptlings gehorchte, so war es geschehen, weil er, selbst überrascht, wo er zu überraschen glaubte, von den indianischen Kriegern eingeschlossen allein gegen Alle, sogleich die Thorheit eines Kampfes erkannt hatte. Wie der von dem Jäger bedrängte Fuchs zog er es vor, mit guter Miene nachzugeben, während er sich in seinem Innern vorbehielt, später eine glänzende Revanche zu nehmen.

Er verbarg sich nicht, daß er eine ernste Nieder=

lage erlitten hatte, daß die Entfernung, oder, besser gesagt die Befreiung Donna Linda's ihm jede Chance des Erfolgs für das Gelingen seiner Pläne raubte.

In der That war es sein Zweck, als er Donna Linda entführte, — er fürchtete sich nicht, dies mit brutaler, fast cynischer Offenheit zu gestehen — von ihr durch Güte oder Gewalt die Offenbarung des Geheimnisses der Incasherrscher zu erhalten.

Da das junge Mädchen ihrem Vater zurückgegeben war, so entschlüpfte dem Capitain jede Hoffnung, sich eines Tages des Schatzes zu bemächtigen; es war vergebens gewesen, daß er eine entehrende Handlung begangen hatte. Noch mehr, er hatte sich wie einem Kinde mitspielen lassen durch einen Indianer, dem er kaum den Namen Mensch zugestand.

Allein Don Horacio war mit einer ungewöhnlichen Energie und einem eisernen Willen begabt. Er war einer jener Menschen, wie man deren leider nur zu vielen in der Welt begegnet, die sich eben so gut dem Guten wie dem Bösen hingeben, sobald sie einmal entschieden einen Weg betreten haben, mag derselbe nun gut oder schlecht sein, die niemals zögern, niemals umkehren, sondern blindlings weiter schreiten, sollte das Ende ihres Laufes auch in einen Abgrund führen.

Seine Demüthigung dauerte also nur einige

Minuten; bald trat eine Reaction in seinem Geiste ein und er richtete sich stolzer und entschlossener als je auf.

Die Dienerin Donna Linda's, von Allen bei der vorhergehenden Scene Betheiligten vergessen, kauerte zitternd in einem Winkel des Saales.

Der erste Blick des Capitains, als er den Kopf aufhob, fiel zufällig auf sie; ein teuflischer Gedanke durchfuhr plötzlich sein Hirn und ein boshaftes Lächeln glitt über seine Lippen.

„Was macht Ihr da?" sagte er mit ironischer Höflichkeit. „Vergeßt Ihr, daß Eure Gebieterin Eurer bedürfen kann. Schnell hinaus hier!"

Das arme Mädchen blickte ihn bestürzt an.

„Was soll ich thun, Sennor?" flüsterte sie mit vor Schreck gebrochener Stimme.

„Gehen und sie aufsuchen, bei Gott!"

„So allein, mitten in der Nacht, ohne zu wissen, wo ich sie finden werde, Herr?"

„Caraï, müßte ich Euch nicht etwa eine Escorte geben, meine Infantin?"

Das junge Mädchen brach in Thränen aus. Es trat eine kurze Stille ein.

Plötzlich schlug sich der Capitain vor die Stirn.

„Bei Gott, das ist eine Idee; ob sie vom Himmel oder von der Hölle kommt, das thut nichts."

Dann wandte er sich rasch zu dem jungen Mädchen und sagte:

„Nun, meine Schöne, trocknet Eure Thränen und haltet Euch bereit, mir zu folgen.“

„Euch zu folgen, Herr? Mein Gott, wohin?“ fragte sie.

„Zu Eurer Gebieterin,“ entgegnete er höhnend. Und indem er das junge Mädchen über Das, was sie gehört hatte, ganz bestürzt zurückließ, ging er aus dem Saal und begab sich nach dem Corral.

Dieser Corral, den man einstweilen hinter der großen Hütte durch eine Bretterumzäunung errichtet hatte, enthielt ungefähr hundertundfünfzig bis zweihundert Pferde, welche den Gambucinos gehörten.

Don Horacio warf den Lasso nach dem ersten Pferde, welches in seine Nähe kam, sattelte es, und nachdem er die Füße desselben mit Säckchen von Bockleder umgeben hatte, um das Geräusch seiner Schritte zu dämpfen, ließ er es aus dem Corral treten und führte es vor das Haus.

„Nun, schönes Kind, seid Ihr bereit?“ sagte er, als er die Thür öffnete.

Das junge Mädchen wich zitternd zurück.

„Was fürchtet Ihr?“ fuhr er fort. „Kommt, sage ich, seid nicht in solcher Angst; ich will Euch einfach zu Eurer Herrin führen. Caraï,“ setzte er höhnend hinzu, „ich schulde dieser edlen Sennora wohl diese Höflichkeit.“

Das junge Mädchen sah ein, daß jeder Wider-

stand unmöglich war, und daß sie gehorchen mußte; sie hüllte sich in ihren Rebozo und trat hinaus, indem sie ihre Seele innerlich Gott befahl, überzeugt, daß sie sterben müsse.

Der Capitain bestieg sein Pferd.

„Setzt Euern Fuß auf meinen Stiefel," sagte er, „gebt mir Eure Hand und springt zu mir herauf. So, da seid Ihr. Nun haltet Euch an meinem Gürtel fest; denn, bei Gott! wir werden einen Ritt machen, dessen Ihr Euch erinnern sollt, meine Kleine."

Das junge Mädchen hatte mit kindlicher Gelehrigkeit Folge geleistet, ohne selbst den Versuch zu machen, Das zu verstehen, was man von ihr forderte.

„Gut," sprach er. „Seid Ihr an Euerm Platze?"

„Ja," flüsterte sie mit schwacher Stimme.

„Nun denn, vorwärts!" rief er aus und gab seinem Pferde die Sporen.

Das Thier bäumte sich vor Schmerz und flog wie ein Pfeil dahin.

Die Nacht war finster, nicht ein Stern glänzte am Himmel. Der Mond, welcher unaufhörlich durch Wolken verdeckt war, die mit Geschwindigkeit über den Raum zogen, warf nur von Zeit zu Zeit einen bleichen, ungewissen Schein, der die Finsterniß gleichsam noch sichtbarer machte. Heftig blies der Wind mit unheimlichem Pfeifen und wirbelte den Sand

in die Luft empor, welcher Pferd und Reiter blendete. In der Ferne vernahm man das heisere Mauen der Jaguare und Panther an der Tränke, dem wie ein düsteres Echo das unterbrochene Bellen der Coyoten und rothen Wölfe antwortete. In dem Dorfe hatte jedes Geräusch aufgehört, alle Feuer waren erloschen; die Gambucinos schliefen — die meisten den Schlaf des Rausches. Nur herumirrende Hunde heulten hier und dort auf dem Wege des Reiters.

Nach einigen Minuten hatte der Capitain die letzten Hütten der Goldsucher hinter sich und befand sich in der Ebene.

Dort machte er einige Secunden Halt; er hatte das Bedürfniß, seine Gedanken zu sammeln, um seine Richtung zu wählen und nicht auf's Gerathewohl in dieser unwegsamen Wildniß herum zu irren.

Uebrigens schwankte er nur einen Augenblick, welchen Weg er einschlagen sollte, dann orientirte er sich mit jenem Scharfsinn, welchen die Leute besitzen, die an das Leben in der Prairie gewöhnt sind, und lenkte gerade auf das Gehölz zu, wo die Parteigänger sich wirklich gelagert hatten.

Wir wollen dem spanischen Offizier nicht die Beleidigung anthun, den Leser voraussetzen zu lassen, daß er infolge eines Humanitätsgefühls dem jungen Mädchen den Vorschlag gemacht hatte,

es zu ihrer Herrin zu führen; nein, Don Horacio de Balboa war ein in seiner Art zu erhabener Mann, um sich durch solche kleinliche Rücksichten leiten zu lassen.

Sein Zweck war einfach der, die Anzahl und Stellung seiner Feinde kennen zu lernen, und wenn er das junge Mädchen mit sich führte, so geschah es, weil er hoffte, es zu seiner unfreiwilligen Mitschuldigen zu machen, bei der von ihm versuchten Recognoscirung.

Seit ungefähr zehn Minuten ritt er nur mit Vorsicht und im Schritt vorwärts; er hatte fast die Grenze des Gehölzes erreicht; mit vorgeneigtem Körper, gespanntem Ohr und weit geöffneten Augen beobachtete er den Horizont, suchte die Finsterniß zu durchdringen und das geringste Geräusch zu analysiren, welches ihm die flüchtige Brise auf ihrem raschen Flügel zutrug.

Endlich glaubte er durch das Dickicht zu seiner Rechten einen röthlichen Schein gleich einem Stern blitzen zu sehen.

Er ritt noch einige Minuten vorwärts, während er seine Vorsicht verdoppelte; der Schein wurde größer und nahm allmählich die Dimensionen eines Feuers an.

„Ich wußte wohl, daß ich sie aufspüren würde,“ sprach er zu sich selbst.

Halt, stieg von seinem Pferde und wandte sich zu der Dienerin mit den Worten:

„Steigt ab, wir sind am Ziel.“

Das junge Mädchen gehorchte passiv.

„Hört mich wohl an, Kind,“ begann Don Horacio mit rauher Stimme, indem er sie bei dem Arm ergriff und kräftig drückte, „hütet Euch Das zu vergessen, was ich Euch sagen will, denn, bei Gott! es gilt Euer Leben.“

„Befehlt, ich werde gehorchen,“ antwortete das junge Mädchen mit vor Schreck erstickter Stimme.

„Gut. Ihr seht jenen Schein dort vor uns im Walde?“

„Ja, ich sehe ihn.“

„Es ist das Feuer eines Lagers. Dort liegen Eure Freunde im Hinterhalt; dort befindet sich Eure Herrin. Hundert Schritte höchstens trennen Euch von ihr. Geht ohne Furcht vorwärts und antwortet dreist Denen, die Euch fragen werden.“

„Was werde ich antworten?“

„Die Wahrheit. Das heißt, das ich Euch selbst bis Angesichts des Lagers begleitet habe. Nicht wahr? Ihr versteht mich wohl? überhaupt keine Ausflüchte.“

„Ich werde es sagen.“

„Allein seid bemüht, soviel Geräusch als möglich zu machen; wenn Ihr wollt, so ruft sogar, ich erlaube es Euch. Die Wachtposten, welche

ohne Zweifel über die Sicherheit des Lagers wachen, müssen Euch bemerken und Lärm schlagen. Soll ich Euch meine Instructionen noch einmal wiederholen! Ueberlegt, bevor Ihr antwortet; habt Ihr mich verstanden?"

„Ja, Sennor."

„Gut. Ich habe redlich mein Euch gegebenes Versprechen gehalten. Nun geht, und Gott oder der Teufel führe Euch; was mich anbetrifft, so habe ich nichts mehr hier zu thun, meine Aufgabe ist erfüllt, ich kehre nach dem Dorfe zurück."

Das junge Mädchen entfernte sich furchtsam und zögernden Schrittes.

Aber plötzlich stürzte der Capitain, der sie beobachtete, rasch auf sie zu.

„Wollt Ihr, daß ich Euren Gang dadurch beschleunige, daß ich Euch eine Kugel durch den Kopf jage?" sagte er in drohendem Tone, indem er ein Pistol anlegte.

Das arme Kind lief mit einem Geschrei des Schreckens eiligst davon.

„Vortrefflich, jetzt werden sie sie hören, wofern sie nicht taub sind," lachte der Capitain, der sein Pistol wieder in seinen Gürtel steckte, sein Pferd bestieg und sich hinter dem Sandhügel schützte.

Seine List hatte ganz den Erfolg, den er davon erwartete.

Die Parteigänger waren gut auf ihrer Hut und von einer dreifachen Reihe Wachtposten umgeben. Bei dem ersten Schrei des jungen Mädchens schienen plötzlich zwei Männer aus der Erde hervorzusprossen; sie sprangen auf die Dienerin los und es wurde ihnen nicht schwer, sie in ihrem Lauf aufzuhalten.

Das arme, vor Schreck halb wahnsinnige Kind fiel auf die Knie und flehte um Gnade.

In demselben Augenblick zeigten sich mehre Fackeln, und dieser Theil der Ebene, einen Augenblick vorher noch so finster und öde, war plötzlich mit einer Menge Individuen bevölkert, und wie am hellen Tage erleuchtet.

Das junge Mädchen wurde aufgehoben und tiefer in das Gehölz geschleppt, darauf verschwanden die Lichter und Alles sank wieder in Schatten und Schweigen zurück.

„Caraï," rief der Capitain höhnend aus, „meine List ist geglückt, ich habe diese Bursche wie auf der Parade zählen können. Jetzt ist kein Augenblick zu verlieren, wenn ich Ihnen den Empfang bereiten will, den sie verdienen und den sie wahrscheinlich nicht erwarten. Bei Gott! Ich bin noch nicht besiegt!"

Und er neigte sich auf seinen Sattel und sprengte davon.

In demselben Augenblick knallten mehre Schüsse

und ein Dutzend Kugeln pfiffen an seinem Ohr vorüber.

„Zu spät, meine Herren!" spottete er. „Ihr verpufft Euer Pulver; der Vogel ist davon geflogen."

Nach kaum zwanzig Minuten hatte er das Lager wieder erreicht und stieg vor der großen Hütte Moctekuzoma's ab.

Er brachte sein Pferd wieder nach dem Corral, und ohne einen Augenblick zu verlieren, beeilte er sich, ein Dutzend ihm ergebener Gambucinos zu wecken, die nur einige Schritte vor dem Hause lagerten.

Sobald sie in dem Saal versammelt waren, wo das Mittagessen servirt worden war, nahm er sogleich das Wort.

„Gefährten," begann er ohne Umschweife, „die Augenblicke sind kostbar; ich weiß nicht, welche Individuen offenbar in Folge eines Verrathes das Goldlager entdeckt haben, dessen Geheimniß wir allein zu besitzen glaubten. Wer diese Männer sind, weiß ich nicht zu sagen, allein ich bin gewiß, daß sie die Absicht haben, uns anzugreifen, um sich der Früchte unserer Arbeiten zu bemächtigen, sobald der Erfolg unsere Bemühungen krönen wird."

Ein zorniges Gemurmel durchlief die Reihen der Gambucinos.

Der Capitain fuhr fort:

„Ihr wißt, meine Gefährten, was wir hier suchen; ich habe nicht gesäumt, Euch mein Geheimniß anzuvertrauen, da ich überzeugt war, daß ich Euch vertrauen durfte. Wollt Ihr Euch diesen Schatz rauben lassen, welcher vielleicht morgen in unsern Händen sein wird, oder seid Ihr entschlossen, Euch als Ehrenmänner zu vertheidigen?"

„Aber," bemerkte ein alter Gambucino, „vor Allem, Capitain, existirt dieser Schatz, von dem Sie sprechen, wirklich? Bedenken Sie, daß wir auf gutem Wege sind."

„Der Schatz ist da," antwortete der Capitain lebhaft, „diese Gewißheit habe ich. Er ist unermeßlich, unberechenbar, ich erwarte Eure Entscheidung. Ein Zaudern ist unstatthaft, antwortet!"

„Der ganze Schatz gehört nach dem Gesetz der Wildniß Dem, der ihn entdeckt," sagte Derjenige der Gambucinos, welcher schon gesprochen hatte.

„Also, bei dem lebendigem Gotte, wird er uns gehören, denn wir allein werden ihn entdecken."

„So seid Ihr denn entschlossen, Gefährten, Widerstand zu leisten, wenn man Euch anzugreifen wagte?" rief der Capitain freudig aus.

„Gewiß, und bis in den Tod," antworteten sie.

„Gut, Gefährten! Ich danke Euch, ich sehe, daß ich mich in Bezug auf Euch nicht getäuscht hatte, und daß Ihr mir ergeben seid."

„Oh! erlauben Sie, Sennor Don Horacio de Balboa," bemerkte der alte Gambucino, welcher bis dahin im Namen Aller das Wort geführt hatte. „Es handelt sich hier nicht um Ergebenheit, verständigen wir uns wohl, um ein künftiges Mißverständniß zu vermeiden, es handelt sich nur um einen unermeßlichen Schatz, der seid Jahrhunderten für die Welt verloren ist und den wir verpflichtet sind, wieder aufzufinden."

„Ja," versetzte der spanische Officier mit einem spöttischen Lächeln, „um einen Schatz, dessen Theilung Euch alle bereichern wird."

Der alte Gambucino zuckte verächtlich die Schultern.

„Nun denn, Capitain," sagte er, „wir sehen hieraus, daß Sie nicht wissen, wer die Goldsucher sind. Lernen Sie uns also kennen und vor Allem wissen Sie, daß uns Gott geschaffen hat, um die im Schooße der Erde vergrabenen Reichthümer zu entdecken, und sie an das Licht der Sonne zu befördern. Das Gold geht durch unsere Hände, aber es wird nicht darin bleiben. Ein wahrer Gambucino soll arm im Leben und im Sterben sein. Seine Aufgabe ist, die Welt zu bereichern, aber nichts für sich zu behalten."

Der Capitain vermochte eine Geberde des Staunens bei diesem seltsamen Glaubensbekenntniß nicht zu unterdrücken, welches indessen nur der

Ausdruck der strengsten Wahrheit war. Diese sonderbaren Menschen sind so. Sobald sie das Gold entdeckt haben, welches sie fortwährend mit fieberhaftem Eifer suchen, verliert es sogleich in ihren Augen allen Werth und sie verlassen ohne Bedauern ein eben entdecktes Goldlager, um ein anderes aufzusuchen. Diese sonderbare Thatsache ist tausendmal bestätigt worden.

„Es kommt wenig auf das Motiv unserer Handlungsweise an," sagte der Capitain nach einer Weile. „Ihr seid entschlossen, Widerstand zu leisten, nicht wahr?"

„Ja, bis in den Tod!"

„Das genügt, beeilt Euch daher, Eure Gefährten zu wecken und Euch an's Werk zu machen. Wir müssen mit Tagesanbruch kampfbereit sein, um dem Feinde entgegenzutreten, der uns ohne Zweifel angreifen wird."

„Das ist abgemacht, zählen Sie auf uns, Capitain," antworteten sie.

Und sie entfernten sich.

„Caraï," rief der Capitain aus, und rieb sich die Hände, während er auf die boshafteste Weise lachte, „um so besser, wenn diese Narren so viele Reichthümer verachten; auf diese Weise bleibt mir der Schatz allein! Ei, ich ziehe es vor, daß es so ist."

Nach diesem Selbstgespräch aß Don Horacio

de Balboa in der Eile einige Bissen, denn die Schüsseln standen noch unberührt auf dem Tische, und nachdem er seinen Appetit ein Wenig gestillt hatte, beeilte auch er sich, das Haus zu verlassen, um die Säumigen anzufeuern, und die sofortige Ausführung seiner ertheilten Befehle zu überwachen.

Er kannte aus Erfahrung die Entschlossenheit und Kühnheit seiner Feinde und wollte sich nicht von ihnen zuvorkommen lassen, besonders, da in der furchtbaren Position, welche er einnahm, alle Chancen des Erfolgs zu seinen Gunsten waren.

Eine Stunde später herrschte eine außerordentliche Lebendigkeit im Lager der Gambucinos.

Sämmtliche Bewohner des Dorfes arbeiteten, durch gemeinsames Interesse angeregt, mit besonderem Eifer daran, es zu befestigen und vor einem Angriff einer selbst bedeutenderern Macht zu schützen, als diejenige war, welche sie bedrohte.

XI.

Die Berathung.

Nichts vermöchte die Freude auszudrücken, welche das Herz Don Incarnacion Ortiz' erfüllte, als er seine Verlobte wiedersah. Donna Linda ihrerseits, einen Augenblick vorher noch so unglücklich und jetzt frei in der Mitte ihrer Freunde, wagte nicht, an einen so raschen und glücklichen Wechsel zu glauben; sanfte Thränen flossen ihre Wangen herab, sie konnte keine Worte finden, um ihren Befreiern ihre Dankbarkeit zu bezeigen und ihre Gefühle auszudrücken, als sie sich unter ihrem Schutze sah.

Selbst Don Luis Morin blickte, überrascht durch die unerwartete Lösung seines kühnen Vorhabens, fragend um sich, als wenn er nicht verstände, was vorging.

Nur der Comanchensachem hatte seine Ruhe und Geistesgegenwart bewahrt. Alles war noch nicht beendet. Ein Ruf Don Horacio's genügte, die unter seinem Befehl stehenden Banditen zu wecken

und den Ausgang des bis jetzt so glücklich ausgeführten Versuchs zweifelhaft zu machen.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, ertheilte Mos-ho-ké seine Befehle; die ganze Truppe flog mit größter Geschwindigkeit durch das Dorf und sprengte im wahnsinnigen Lauf dem Gehölz zu, welches den Parteigängern als Zuflucht diente.

Mit Thränen in den Augen umarmte Don Ramon das junge Mädchen. Er führte Donna Linda zum Feuer, ließ sie an seiner Seite niedersetzen und bat sie, ihm ausführlich zu berichten, was sie seit ihrer Entführung durch den Capitain de Balboa gelitten hatte.

Don Incarnacion Ortiz, der gleichsam an den Lippen Donna Linda's hing, stieß bei der Erzählung ihrer langen und grausamen Leiden Ausrufe des Zorns aus und unterbrach sie oft mit Racheschwüren.

Plötzlich wurden sie aufgeschreckt durch ein gellendes Geschrei, welches aus der Ebene kam. Einen Augenblick glaubte man an einen Angriff der Banditen.

Aber bald erklärte es sich durch die Ankunft der Dienerin, welche halb ohnmächtig herbei getragen wurde.

Als das arme Kind, Dank der verständigen Sorgfalt Donna Linda's, zum Leben zurückkehrte, sollte es auf die Fragen antworten, die Jedes an dasselbe richtete.

Es war zu spät, um an die Verfolgung des Capitains zu denken, allein, indem man die Kühnheit desselben bewunderte, erkannte man wohl, wie wichtig es war, einem solchen Gegner gegenüber die Vorsicht zu verdoppeln und nichts dem Zufall zu überlassen.

Was Donna Linda anbetrifft, so hatte sie sich von Ermüdung und Aufregung erschöpft, mit ihrer Dienerin in die für sie errichtete Enramada zurückgezogen.

Nach der Entfernung des jungen Mädchens erhoben sich Don Incarnacion Ortiz und Don Luis Morin wie in Uebereinstimmung und nachdem sie sich in ihre Mäntel gewickelt, streckten sie sich Beide vor dem Eingang des Enramada aus.

Don Ramon Ochoa und der Comanchensachem blieben einander gegenüber am Feuer sitzen. Bald lagen Parteigänger und Indianer in festem Schlafe. Nur die beiden Männer thaten kein Auge zu und wachten für die Ruhe Aller.

Bald brach der Tag an. Rosige Streifen begannen sich am Horizont des Himmels zu zeigen. Ein dichter Nebel stieg langsam von dem Wasser auf und verdichtete sich zu grauen Wolken über dem Rio-Gila.

Plötzlich, ohne daß noch das Signal gegeben war, schien ein Comanchenkrieger zwei Schritt von Mos-ho-ké aus der Erde zu steigen, er stand unbeweglich und schweigend vor ihm.

Der Sachem erhob den Kopf und richtete seinen Adlerblick auf den Indianer.

„Gut! mein Sohn, die Antilope ist zurück," sagte er. „Wo sind die Weißen, welche der Sachem seiner Obhut anvertraut hat?"

„Die Bleichgesichter sind blind während der Nacht. Ihr Ritt ist langsam," antwortete der Krieger. „Die Antilope ist ihnen vorausgeeilt, um den Häuptling zu benachrichtigen. Sie werden kurz nach Tagesanbruch hier sein."

„Ist der Häuptling mit dem grauen Haupt mit ihnen?"

„Ja, ein Krieger der Bleichgesichter, welcher vor Sonnenaufgang das Detachement erreichte, hat ihm ohne Zweifel wichtige Nachrichten überbracht, denn das graue Haupt beschleunigte gleich darauf seinen Ritt."

„Ist das Pferd meines Sohnes ermüdet?"

Nein, wenn mein Vater es wünscht, kann es noch einen weiteren Weg zurücklegen."

„Mein Sohn hat das Lager beobachtet, er wird wieder aufbrechen und das graue Haupt von Dem benachrichtigen, was er gesehen hat."

Der Krieger verneigte sich schweigend und verschwand fast augenblicklich.

Mos-ho-ké berührte darauf leicht den Arm des Parteigängers, welcher seit einigen Minuten vor Müdigkeit eingeschlummert war.

„Was giebt es?" fragte dieser die Augen öffnend.

„Nichts," erwiderte der Häuptling mit ruhiger Miene. „Alles ist ruhig im Lager. Einer meiner Krieger hat mir die nahe Ankunft des grauen Hauptes gemeldet. Hat mein Bruder in dieser Beziehung noch einige Befehle zu geben?"

„Nein, keine, ich kenne die Pläne Don José Moreno's nicht genug, um etwas auf eigne Hand zu unternehmen, er allein hat das Recht, Befehle zu geben, wir werden daher gut thun, seine Ankunft abzuwarten. Allein, ich glaube, es wäre von Wichtigkeit, einen Kundschafter in die Umgegend der Ruinen zu schicken, um die Absichten des Capitains de Balboa zu erfahren, und die Maßregeln kennen zu lernen, welche er in der Voraussicht eines Angriffs zu treffen nicht versäumt haben wird."

„Meines Bruders Meinung ist weise, ich werde Späher sein."

„Ihr, Häuptling! Einer Eurer Krieger würde genügen, diesen Auftrag auszuführen, scheint mir."

„Mein Bruder weiß, daß bei wichtigen Umständen ein Sachem Alles mit eignen Augen sehen muß. Mos-ho-ké wird also gehen."

„Wohlan es sei. Vielleicht ist es besser so. Die Recognoscirung des Capitains von heute Nacht beunruhigt mich; er ist ein guter Soldat und ein Mann, der für Alles Rath weiß, das ist nicht zu

läugnen. Er wird in diesem Augenblick einen Streich seiner Art gegen uns vorbereiten, um so mehr er keine Gnade von uns zu erwarten hat."

„Gut, mein Bruder verlasse sich darauf, der Sachem wird Alles sehen."

Die Finsterniß verschwand mehr und mehr; der Horizont färbte sich mit dem ersten Tagesglühen, die Eule hatte schon mehrmals ihr klagendes Geschrei hören lassen.

Der Häuptling erhob sich, ohne noch weiter ein Wort hinzuzufügen, zog seinen Gürtel wieder fester an, grüßte den Parteigänger mit einer freundlichen Geberde, schwang sich auf sein Pferd und verließ im Galopp die Lichtung.

Bei dem Geräusch waren die beiden jungen Leute erwacht; sie näherten sich rasch Don Ramon und fragten ihn nach der Ursache der plötzlichen Abreise des Indianers.

Dieser theilte ihnen in wenigen Worten mit, was geschehen war, und verkündete ihnen die nahe Ankunft Don José Moreno's, als plötzlich der Hufschlag von mehren Pferden sich vernehmen ließ, und Don José Moreno selbst, von zahlreichen Reitern gefolgt, in die Lichtung trat.

Seine Freunde eilten, entzückt ihn zu sehen, ihm freudig entgegen.

„Meine Tochter, Sennores!" rief er mit bebender Stimme.

„Hier bin ich, mein Vater!" antwortete Donna Linda, welche aus der Enramada trat und auf ihn zueilte.

„Du bist mir also endlich wiedergegeben, mein Kind, meine geliebte Tochter!" rief Don José, indem er vom Pferde stieg und das junge Mädchen leidenschaftlich in seine Arme preßte.

Einen Augenblick vergaß der Greis all' sein vergangenes Leid.

„Oh! Du bist es wirklich! Ich habe Dich endlich wieder!" wiederholte er im Tone unbeschreiblichen Glückes..

„Ja, mein Vater, Dank der Ergebenheit dieser beiden edlen Freunde," und sie deutete anmuthig auf die beiden jungen Männer, welche bewegt und lächelnd neben ihr standen.

„Gott belohne Sie!" antwortete der Greis, dessen Thränen das Gesicht herabflossen. „Ach! er allein ist mächtig genug, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, die ich gegen Sie habe. Verzeihung, Sennores," sagte er, indem er sich an die bewegten Zeugen dieser Scene wandte, „Verzeihung für meine Schwäche, aber es ist meine Tochter, mein geliebtes Kind, welches mir geraubt worden war und welches ich wiederfinde, als ich es für immer verloren zu haben glaubte. Lassen Sie meine Thränen fließen, meine Freude muß sich Luft machen. In diesem Augenblick bin ich Vater, ich

bitte Sie nur um einige Minuten; alsdann werde ich wieder Mann sein, das versichere ich Ihnen."

Die Umstehenden verneigten sich schweigend und entfernten sich ehrerbietig, um Vater und Tochter zwanglos dem Ergusse ihrer Gefühle zu überlassen.

Indessen hatte die Nacht vollständig dem Tage Platz gemacht. Die Sonne stieg strahlend am Horizont empor.

Die Parteigänger und indianischen Krieger waren eifrig damit beschäftigt, ihre Pferde zu striegeln und das Frühstück zu bereiten; das Lager bot einen außerordentlich belebenden Anblick dar, Alle erkannten, daß in jedem Augenblick Ereignisse von hoher Bedeutung eintreten konnten.

Mittlerweile erschien der Sachem wieder in der Lichtung; der Indianer war noch eben so ruhig und kalt wie bei seiner Abreise. Dennoch bemerkte man zahlreiche Blutflecken auf seiner Kleidung und noch rauchende Scalps hingen an seinem Gürtel.

„Oh! oh! Häuptling," sagte Don Incarnacion, „Ihr habt unsere Feinde in der Nähe gesehen, scheint mir."

Die Yorris*) sind Hunde, sie wissen sich nicht zu hüten," antwortete er kalt. „Mos-ho-ké hat zwei ihrer Wachtposten überrascht."

So sprechend war der Häuptling abgestiegen,

*) Ein verächtlicher Ausdruck, um die Spanier zu bezeichnen, der sich nicht übersetzen läßt.

hatte die Indianer und Parteigänger, welche sich um ihn drängten, bei Seite geschoben und entfernte sich nun in Begleitung der beiden jungen Männer und Don Ramon's einige Schritte.

„Habt Ihr Nachrichten, Häuptling?“ fragte der Ex-Alcade ihn.

„Ich habe deren,“ antwortete er lakonisch.

„Sind sie von Wichtigkeit?“

„Ich halte sie dafür. Aber das graue Haupt sollte schon lange hier sein; ich bin erstaunt, daß ich es nicht sehe.“

„Es ist schon länger als eine halbe Stunde hier.“

„Warum fehlt es dann bei der Versammlung der Häuptlinge?“

„Weil,“ antwortete Don José, der aus dem Gehölz trat, „weil ich Vater bin und das Glück, mein Kind wieder gefunden zu haben, mich einige Minuten alles Andere hat vergessen lassen, aber nun bin ich bereit, Euch anzuhören und so zu handeln, wie es einem Manne geziemt.“

„Der Häuptling ist weise,“ erwiderte der Indianer.

Die fünf Personen setzten sich darauf im Kreise um das Wachtfeuer.

Mos-ho-ké machte sein Calumet von seinem Gürtel los, stopfte es mit Morriché, nahm eine Kohle aus dem Feuer, legte sie darauf und rauchte

ernsthaft ein oder zwei Minuten. Dann nahm er das Rohr aus seinem Mund und bot es Don Ramon, während er den Pfeifenkopf in seiner rechten Hand behielt.

Die Anderen rauchten ebenso nach der Reihe, ohne ein Wort zu wechseln, bis der ganze Tabak verbrannt war. Darauf schüttete der Häuptling die Asche in das Feuer, steckte das Calumet wieder in seinen Gürtel, verschränkte die Arme und wartete, daß man das Wort an ihn richten sollte.

Da Don José Moreno indianischer Abkunft war, so empfand er einen unwillkürlichen Respect vor diesen ceremoniellen Gewohnheiten der Rothhäute. Durch einen Blick hatte er seine Gefährten veranlaßt, keine Ueberraschung zu zeigen und sich ganz den Forderungen Mos-ho-ké's zu unterwerfen.

Er ließ einige Minuten verstreichen, während welcher Zeit er ernst zu überlegen schien; endlich erhob er den Kopf und wandte sich an den Krieger mit den Worten:

„Nun, Häuptling, was für Nachrichten bringt Ihr von dem spanischen Capitain?"

„Die Nachrichten sind gut oder schlecht, je nachdem mein Vater sie betrachten will," antwortete der Sachem mit einer Verneigung. „Der Capitain hat die ganze Nacht darauf verwendet, Gräben zu ziehen und Verschanzungen um sein Lager, dessen Mittelpunct die große Hütte bildet, auf-

werfen zu lassen. Einige zwanzig seiner geschicktesten Schützen liegen auf dem Dache oder im Hinterhalt. Dreißig oder vierzig sind zum Ausfall bereit. Noch mehr, der Capitain ist wenigstens für einen Monat mit Lebensmitteln und Kriegs=Munition versehen. Er fürchtet nicht allein einen Angriff nicht, sondern er wünscht ihn vielmehr, da er hofft, mit den Kräften, über welche er verfügt, sich leicht an Eurem Detachement rächen zu können."

„Er besitzt also eine Armee, um so kühne Pläne zu fassen," bemerkte Don José mit spöttischer Stimme.

„Seine Truppe, die in Folge eines Sandsturms, der ihn in der Wildniß überfiel, um mehr als die Hälfte vermindert worden, ist durch hundertundfünfundzwanzig Gambucinos recrutirt, welche er hier in der Nähe auf der Spur eines Goldlagers angetroffen hat, so daß sie heute aus dreihundert Yorriskriegern besteht, welche alle mit Schießwaffen versehen sind und sich derselben zu bedienen wissen. Außerdem hat er ein Bündniß mit dem Stamme der Jaguare geschlossen, einer der kriegerischesten und mächtigsten der gefürchteten Apachennation. Die Jaguare, welche nur zwei Stunden von hier in dem Gebirge lagern, werden wahrscheinlich in der großen Hütte anlangen, noch ehe die Sonne in ihrem Zenith steht."

„Hm! Dies Alles ist sehr ernst," sprach Don Ramon Ochoa.

„Sehr ernst," bekräftigte Don José kalt. „Und diese Kräfte sind wirklich alle, über welche der Capitain verfügt?" fragte er den indianischen Häuptling.

„Ja, alle," erwiderte dieser.

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein.

Die vier Männer schauten mit heißen Blicken auf den Greis.

Endlich nahm dieser wieder das Wort.

„Leihen Sie meinen Worten ein aufmerksames Ohr," sagte er in ernstem Tone; „denn von der Ausführung meiner Befehle hängt der Erfolg der Expedition ab."

„Sprechen Sie."

„Der Capitain Don Horacio de Balboa steht an der Spitze von zweihundertundfünfzig Banditen, Gambucinos und spanischen Parteigängern, welche in Vereinigung mit dreihundert Kriegern von dem Stamme der Jaguare eine Gesammtmacht von fünfhundertundfünfzig Mann bilden. Wir, Weiße und Rothhäute zusammen, sind nur gegen zweihundertundzwanzig, aber Alle entschlossen und ergeben. Der Capitain dagegen kann nur einer kleinen Zahl seiner Anhänger und dieser nicht einmal ganz vertrauen. Der größte Theil wird davonlaufen, sobald sie sehen, daß die Sache ernst wird. Die Anderen, neunzig oder hundert Banditen vielleicht, ein wahres Lumpengesindel, sind sehr tapfer, das gebe ich zu,

sobald sie die Hoffnung auf eine reiche Plünderung haben, aber sie kämpfen nicht gern nur des Ruhmes wegen. Mit diesen werden Sie leichtes Spiel haben. Nun bleiben noch die Apachenkrieger übrig. Werden Sie überhaupt kommen? Wenn sie kommen, wird es nur nach Art der Geier geschehen, im entscheidenden Moment, um ihren Antheil an der Beute zu nehmen und den Sieg zu vollenden, welcher er auch sei.

„Meine Meinung ist daher folgende: Sie, mein lieber Don Ramon Ochoa, werden an der Spitze von sechszig Mann, auf die Front der Verschanzungen vordringen und sich so gut wie möglich zu schützen suchen. Darauf beginnen Sie mit den Gambucinos ein wohlgenährtes Flintenfeuer um sie an einen ernsten Angriff glauben zu machen.

„Sie, Don Luis Morin, und Sie, Don Incarnacion Ortiz, werden, jeder mit zwanzig Mann, eben solche scheinbare Angriffe zur Rechten und Linken machen, allein ohne weit genug vorzudringen um sich in einen ernsten Kampf einzulassen. Der Sachem wird zehn seiner Krieger hier zum Schutz und zur Vertheidigung meiner Tochter zurücklassen; vierzig andere, unter dem Befehl der Antilope, werden die Bewegungen der Jaguar-Apachen überwachen. Sechszig Krieger unter Don Cristoval Nava's Befehl bilden eine Reserve, die dort einschreiten muß, wo man ihrer bedürfen wird. So-

bald Sie die Fahne der mexikanischen Unabhängigkeit auf dem Dache der großen Hütte schwanken sehen, dringen Sie vorwärts, denn der Sieg wird auf unserer Seite sein."

„Aber Sie, welche Absichten haben Sie?" fragte Don Incarnacion Ortiz.

„Das beunruhige Sie nicht, mein Freund," entgegnete er ausweichend. „Ihnen Allen voraus, werde ich in den Ruinen sein."

„Und ich?" fragte Mos-ho-ké, „hat mein Vater seinem Sohne, dem Sachem, keine Befehle zu geben?"

„Ihr werdet bei mir bleiben, Häuptling," antwortete Don José, indem er ihm freundlich die Hand reichte.

„Habt Dank," antwortete der Indianer und verneigte sich mit einem freundlichen Lächeln.

„Ich habe für Euch, Häuptling, und mich, die Aufgabe aufbewahrt, welche am schwierigsten und gefährlichsten auszuführen ist."

„Mein Vater ist gütig, Mos-ho-ké ist ihm dankbar dafür," antwortete der Sachem mit ernster Stimme.

„Nun, Sennores, an's Werk und Gott schütze uns," sagte er zu den jungen Männern gewandt.

Die drei Offiziere erhoben sich sogleich, um sich an die Spitze ihrer Detachements zu stellen.

Don José Moreno und der Comanchensachem blieben allein.

Einige Minuten später verließen die Rothhäute und Rancheros die Lichtung unter dem Befehl ihrer verschiedenen Chefs und ritt im Galopp in die Ebene hinaus.

Nur zehn Comanchenkrieger, bewaffnet und zum Kriege bemalt, blieben unbeweglich wie Statuen zurück und warteten auf den Befehl Don José Moreno's und ihres Sachems.

XII.

Schlußbegebenheit.

Sobald die Lichtung wieder einsam geworden war und Don José Moreno sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß sämmtliche Rancheros fort waren, neigte er sich zu dem Häuptling und sagte ihm einige leise Worte. Darauf erhob er sich, schritt langsam auf die Enramada zu und verschwand hinter der Zarape, welche ihr als Thür diente.

Mos-ho-ké winkte einem Comanchen, der sogleich auf ihn zukam und ehrerbietig vor ihm stehen blieb.

„Meine Krieger werden hier ihre Pferde zurücklassen unter der Obhut eines Einzigen, da sie ihrer nicht bedürfen,“ sprach der Sachem zu ihm.

Der Indianer theilte diesen Befehl seinen Gefährten mit; Alle stiegen sogleich ab, nahmen ihren Pferden den Zügel ab und befestigten sie

an Baumstämme; ein Krieger, mit der Flinte in der Hand, stellte sich daneben hin.

In demselben Augenblick trat Don José Moreno aus der Enramada.

Die Augen des Greises waren feucht, sein Gesicht bleich. Er hatte seiner Tochter Lebewohl gesagt, welche, als er im Begriff war, sie zu verlassen, aus der Enramada eilte, auf ihn zulief und sich ein letztes Mal schluchzend in seine Arme warf.

Don José Moreno gab noch einmal seiner väterlichen Liebe nach; er preßte das junge Mädchen an seine Brust, dann machte er sich sanft los und sagte mit vor Bewegung bebender Stimme:

„Muth, mein Kind! Gott kennt meine Pläne, bitte ihn, über mich zu wachen, er wird Dein Gebet erhören.“

In diesem Moment ertönten in der Ferne mehre Schüsse.

Der Kampf hatte sich zwischen den Rancheros und den Gambucinos entsponnen.

Don José näherte sich rasch dem Comanchenhäuptling.

„Häuptling,“ sagte er mit sanfter Stimme zu ihm; „die Stunde der Erklärung zwischen uns ist endlich gekommen; hört mich also an: ich habe Euch bei mir behalten, weil ich Euch liebe, weil

ich Euch einen leuchtenden Beweis meines Vertrauens geben und Eure bewährte Ergebenheit für meine Familie lohnen will. Das Geheimniß, welches ich allein besitze, sollt Ihr kennen lernen."

Der Sachem blieb schweigsam, eine außerordentliche Bewegung zeigte sich auf seinen sonst so ruhigen Gesichtszügen; ein nervöses Zittern durchlief seinen ganzen Körper und zwei Thränen flossen langsam seine gebräunte Wange herab.

„Um's Himmelswillen! was ist Euch, Häuptling?" rief Don José Moreno überrascht und erschreckt zugleich durch eine so heftige Aufregung bei einem Manne von dem Charakter des Sachem's, dessen Ruhe und Kaltblütigkeit sich niemals verläugneten.

„Was mir ist?" antwortete dieser mit erstickter Stimme, indem er niederkniete und mehrmals die Hand des Greises küßte, „ich fühle, daß mein Vater ein wirklicher Nachkomme der Söhne der Sonne ist. Die Worte welche er ausgesprochen hat, belohnen mich für meine Ergebenheit mehr als Alles, was er thun könnte. Und nun gestatte mein Vater, ihm ein Geständniß zu machen."

„Sprecht, Häuptling, was wollt Ihr sagen?"

„Dieses Geheimniß, welches er von Niemand gekannt glaubt, besitzt noch ein Anderer."

„Wäre es möglich?" sagte der Greis erbleichend. „Und kennt Ihr diesen Andern?"

„Ich kenne ihn, ja, mein Vater, denn ich bin es selbst.“

„Ihr!“ rief Don José Moreno mit einer Ueberraschung aus, die er nicht verbergen konnte.

„Dieses Geheimniß ist in einem Wampum aufbewahrt, den die Sachems meiner Nation nach der Reihe allein besessen haben. Allein mein Vater beruhige sich, er wird den Schatz unberührt finden, denn die Comanchen wissen, daß derselbe ihnen nicht gehört, sondern nur ein ihren Händen anvertrautes Gut ist; sie haben beständig über seine Erhaltung gewacht.“

„Häuptling, Ihr seid ein weiser Mann und ein sicherer Freund. Hier ist meine Hand, Ihr seid nicht allein mein Freund, sondern auch mein Bruder. Kommt, wir haben keinen Augenblick zu verlieren.“

„Wohin will mein Vater gehen?“

„Nach der Lagune-del-Lagarto, in dem unterirdischen Raum, der seit so vielen Jahren den Schatz der Incaskaiser verbirgt.“

„So gehen wir.“

Sie entfernten sich raschen Schrittes von den neun Comanchenkriegern gefolgt.

In der Ebene hörte man ein wohlgenährtes Flintenfeuer, mit dem sich zuweilen Schmerz- und Wuthgeschrei mischte.

„Häuptling,“ sagte Don José, „ich will Euch die Ehre lassen, unser Führer zu sein.“

Ein freudiges Lächeln erleuchtete das strenge Gesicht des Sachem's und ohne eine andere Antwort zu geben, schlug er die Richtung der Truppe ein.

Als die Indianer die Lichtung verließen, bildeten sie die indianische Reihe, das heißt, eine einzige Linie, wandten der Savanne den Rücken, machten Biegung nach rechts und drangen in einen Theil des Waldes, der so dicht und wild war, daß sie nur mit dem Beil oder Messer in der Hand und selbst dann noch mit den größten Schwierigkeiten vorwärts konnten. Plötzlich befanden sie sich am Rande einer ungeheuren Spalte von zwei Kilometer Länge und dreihundert Meter Breite, auf deren Boden ein grünliches Wasser stand, auf welchem man, dürren Baumstämmen ähnlich, scheußliche Kaimans schwimmen sah, die sich in der Sonne wärmten.

Diese Spaltung war die Lagune-del-Lagarto oder der Kaimansee. Sie gingen ziemlich lange Zeit an dem Rande hin, geführt von dem Sachem, welcher ihnen mit einer Sicherheit und Entschiedenheit voraus schritt, die seine lange Vertrautheit mit dieser wilden Gegend bewies.

Die Indianer und selbst Don José Moreno hatten sich mit langen, biegsamen Ruthen versehen, um die Sträucher ringsum sich niederzuhauen und den Schlangen den Kopf zu zerschmettern, welche unaufhörlich aus dem ihnen als Zuflucht dienenden

Dickicht hervorstürzten und sich auf ihrem Wege mit zornigem Zischen emporrichteten.

Nach einem Marsche von ungefähr fünfundzwanzig Minuten, machten sie am Fuße eines mit dichtem Gras bedeckten Hügels Halt, auf welchem mehre Bäume kräftige Wurzeln getrieben und ihre mächtigen Zweige ausgebreitet hatten.

„Dort ist der Teocali,"*) sagte der Greis.

„Ja, antwortete der Sachem.

Mos-ho-ké bückte sich und nach einer secundenlangen Unschlüssigkeit drückte er an eine unsichtbare Feder, ein ungeheurer Stein drehte sich geräuschlos um sich selbst und zeigte den Eingang einer unterirdischen Höhle.

Auf ein Zeichen des Sachem's traten die Indianer, ohne zu säumen, in die weite Oeffnung, darauf lies der Häuptling eine innere Feder spielen und der Stein nahm wieder seinen ersten Platz ein.

Der unterirdische Gang zog sich sanft abschüssig in großer Entfernung unter der Erde hin, er war ziemlich breit, so das sechs Männer neben einander gehen konnten und hoch genug, um sich überall aufrechtzuhalten, geschickt benutzte Oeffnungen ließen Licht und Luft eindringen.

Der Sachem und der Mexikaner stellten sich

*) Bauten, die von den alten Mexikanern ausgeführt sind; sie waren größtentheils hohl und auf ihrem Gipfel erhoben sich Tempel.

an die Spitze der Truppe und begannen von Neuem vorwärts zu schreiten, aber dieses Mal mit jenem elastischen und beschleunigten Schritt, der den Rothhäuten eigenthümlich ist, und dem ein Pferd im raschen Trabe nur schwer zu folgen vermöchte.

Nachdem sie eine Viertelstunde mit solcher Schnelligkeit weiter geeilt waren, erreichten sie einen ziemlich geräumigen Saal, an dessen Wänden zu beiden Seiten sechszehn große Koffer von Mahagoniholz standen, ein Holz, das unverwesbar ist und welches der Zeit, dieser großen Zerstörerin, harnäckig trotzt.

Der Häuptling blieb stehen und indem er nach einander die Deckel dieser Koffer aufhob, zeigte er Don José Moreno, daß jeder von ihnen mit einem mattgelben Staube angefüllt war, der erdig, ohne Glanz, ziemlich dem des gestoßenen Gummigutti glich.

Dies war Gold.

Es war davon für mehr als sechszig Millionen Piaster vorhanden, das sind ungefähr achtzig Millionen Thaler.

Die Indianer und selbst Don José blickten ohne Aufregung auf dieses Metall, das indessen die unglückliche Macht zu haben scheint, die weisesten Menschen närrisch zu machen.

Einige Minuten blieb Don José Moreno unbeweglich, mit über der Brust verschränkten Armen

stehen und blickte starr auf die vor ihm ausgebreiteten ungeheueren Reichthümer, die röthlich gelb schimmerten in dem unbestimmten Lichte, welches das unterirdische Gewölbe erleuchtete.

„Dank Euch, meine Brüder,“ sagte er, indem er den Kopf entblößte und sich vor den Comanchenkriegern verneigte, „Dank Euch für die unerschütterliche Treue, mit welcher Eure Väter Jahrhunderte hindurch über den Schatz der Incaskaiser gewacht haben. Der durch den letzten Sohn der Sonne verheißene Tag ist endlich gekommen; dieser Goldhaufen wird, dem Lichte wiedergegeben, seiner so lange geächteten Race die Freiheit wiedergeben! Die Herrschaft unserer Tyrannen ist beendet und, Dank Eurer Vaterlandsliebe, werden sie für immer von diesem Lande verjagt werden, auf dessen Boden sie drei Jahrhunderte lang das Blut unserer Väter in Strömen vergossen haben! Ruhm Euch, Sachem und Comanchenkrieger, denn als Alles um Euch zusammenstürzte, als unsere Nationalität nicht mehr existirte, als selbst unser Geschlecht zu verschwinden drohte, glaubtet Ihr an die Verheißungen Euerer Väter und verzweifeltet nicht an unserem gemeinsamen Vaterlande.

„Herr,“ antwortete der Sachem voll Hoheit; „Die Comanchen stammen von den Incas ab, sie sind Söhne des Nopal's und des Geiers; würden sie ihren Ursprung verläugnen können?“

„Es ist war; die Comanchennation ist edel und groß; auch wird ihr allein die Ehre der Befreiung des Vaterlands gehören.“

Darauf nahm Don José einige Goldkörner in die Hand, betrachtete sie einen Augenblick mit einem Ausdruck bitterer Betrübniß und ließ sie dann leicht zwischen seinen Fingern hindurch gleiten und in den Koffer zurückfallen.

„Die Wege Gottes sind unerforschlich,“ flüsterte er mit Thränen in der Stimme, „um dieses Metall zu erlangen, haben unsere Tyrannen uns unter ein unversöhnliches Joch zertreten und uns wie Raubthiere ermordet; und dasselbe Metall, nach dem sie so begierig sind und von dem jedes Theilchen mit einem Blutflecken gezeichnet ist, wird die einzige Ursache ihrer Vernichtung sein.“

„So hat es der Wacondah in seiner Gerechtigkeit gewollt; es ist das schreckliche Gesetz der Wiedervergeltung,“ sprach der Sachem dumpf.

Es herschte ein kurzes Schweigen; endlich erhob Don José wieder den Kopf und wandte sich an Mos-ho-ké, der ernst und ruhig neben ihm stand.

„Laßt uns gehen,“ sagte er kalt, „jetzt ruft uns eine andere Sorge.“

Der Sachem ließ ruhig den Deckel des Koffers wieder niederfallen; dann setzten die kühnen Forscher ihren Weg fort und bogen in einen Seitengang.

Der unterirdische Gang, welcher bisher unzählige Windungen bildend, allmählich bergab gegangen war, schien plötzlich eine entgegengesetzte Richtung zu nehmen und wieder zur Erdfläche aufzusteigen.

Die Wege kreuzten sich immer mehr, dennoch schwankte der Häuptling niemals oder mäßigte seinen Schritt, man hätte glauben können, daß ein unsichtbarer Faden ihn durch dieses für jeden Anderen als ihn unentwirrbare Labyrinth leitete.

Der Lärm der Schlacht gelangte deutlich zu den Ohren der Indianer und Don José Moreno's. Sie vernahmen über ihren Köpfen ein furchtbares Getöse: Galoppiren von Pferden, Geschrei und Flintenschüsse.

Sie gelangten an eine Stelle, wo der unterirdische Gang unterbrochen, plötzlich ohne Ausgang schien.

Der Häuptling bückte sich, entblößte mit der Spitze seines Messers einen Stein, der aus dem Boden hervorsprang und drückte kräftig seine Hacken darauf. Die Wand drehte sich um sich selbst und bot einen breiten Durchgang dar; man befand sich darauf in einem niedrigen, feuchten Keller von mittelmäßiger Größe.

Diesmal begnügte sich der Häuptling, eine wurmstichige Thür zu öffnen, worauf die Indianer plötzlich in denselben Saal gelangten, wo die Scene

stattgefunden hatte, welche wir in einem unserer früheren Kapitel berichtet haben.

Das Zimmer war leer und in der größten Unordnung.

Don José und der Sachem tauschten einige leise Worte mit einander aus und trennten sich darauf.

Mos-ho-ké, welcher zwei seiner Krieger bei sich behielt, verbarg sich hinter der Thür, die von Außen in den Saal führte; Don José Moreno, von sieben anderen Indianern gefolgt, drang in den entlegensten Theil des Hauses, erkletterte eine Leiter, welche die zerstörte Treppe ersetzte und erschien unvermuthet auf der Azotea*), wo ein Dutzend Gambucinos auf den Knieen und hinter Schanzkörben geschützt, ein wüthendes Feuer gegen die Rancheros unterhielten.

Mit einem Fußtritt warf Don José Moreno die Leiter in den Saal zurück, darauf stürzte er an der Spitze der Indianer mit furchtbarem Geschrei auf die Gambucinos los.

Diese, so plötzlich von hinten angegriffen und erschreckt durch den Anblick dieser neuen Feinde, deren Anwesenheit sie sich nicht erklären konnten, unterlagen fast ohne Widerstand; einige ergaben sich der Gnade und wurden in einem Augenblick ergriffen und geknebelt.

*) Ein terrassenförmiges Dach.

Don José Moreno knüpfte eine mexikanische Flagge los, die um seinen Gürtel geschlungen war, befestigte sie an dem äußersten Ende seiner Flinte, schritt bis an den Rand des Daches vor und ließ sie über die Azotea flattern.

Bei diesem Anblick, welcher für die Rancheros und Comanchen das so ungeduldig erwartete Signal war, warfen sich diese mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Verschanzungen und versuchten sie von allen Seiten zugleich zu erglimmen.

Nun begann die wirkliche Schlacht.

Don Horacio de Balboa, welcher seit dem Beginn des Angriffs in der Mitte der Seinigen geblieben war, wo er sich als tapfrer Capitain zeigte, begriff nicht, was auf der Azotea vorging. Das Feuer hatte plötzlich aufgehört und da er einen Verrath fürchtete, verließ er für einen Augenblick die Verschanzungen und eilte in das Haus. Aber kaum hatte er die Schwelle der Thür überschritten, die sich rasch hinter ihm schloß, als drei Männer plötzlich über ihn herfielen.

Der Capitain war ein Mann von athletischer Kraft; obgleich überrascht, leistete er seinen Angreifern kräftigen Widerstand und einen Augenblick konnte er sich als Sieger betrachten.

Mit einem Degenstoß hatte er einen Indianer getödtet, seinen zweiten Gegner halb erwürgt und er selbst rollte mit Mos-ho-ké, der ihn in seinem

Falle mit herabgezogen hatte, auf dem Boden, als er sich plötzlich von hinten zurückgezogen und niedergehalten fühlte.

Es war der zweite Indianer, welcher sich von dem scharfen Druck des Capitains erholt hatte und ungestüm auf ihn eindrang.

Mos-ho-ké erhob sich rasch und kam seinem Gefährten zu Hülfe. Beiden gelang es nach einem ziemlich langen Kampfe, den verzweifelten Widerstand des Spaniers zu besiegen und ihn mit einer Reata zu knebeln.

Der Tiger war endlich gezähmt.

Darauf legte der Sachem die Leiter wieder an und trug seinen Gefangenen mit Hülfe seines Gefährten auf die Azotea.

Indessen hatten die Rancheros und die Rothhäute durch die Reserve Don Cristoval Nava's, der seinen Hinterhalt verlassen hatte, verstärkt, die Verschanzungen kräftig angegriffen, und an mehren Stellen war es ihnen gelungen, sie zu erklimmen und in das Innere einzufallen.

Auf der anderen Seite hatte die unbegreifliche Abwesenheit des Capitains in dem Augenblicke, wo der Kampf am erbittertsten war, der Vertheidigung einen unheilvollen Schlag versetzt.

Die Gambucinos, Alle Mexikaner und gute Patrioten fühlten bei dem Anblick der Nationalfahne, nicht ihren Muth aber ihren Eifer erkalten.

Sie suchten sich, vereinigten sich und wie in gemeinsamer Uebereinstimmung hoben sie ihre Waffen wieder auf und mit dem Rufe: „Es lebe das Vaterland!" gingen sie zu den Rancheros über und kämpften gegen ihre alten Gefährten, die Soldaten des Capitains.

Diese dagegen, größtentheils Banditen, die aus der Gesellschaft verbannt, wußten, daß sie keine Gnade von ihren Gegnern zu erwarten hatten, verdoppelten ihre Anstrengungen, — nicht um zu siegen, denn sie sahen ein, daß die Schlacht verloren war, sondern um ihr Leben theuer zu verkaufen.

Der Kampf ging in eine namenlose Metzelei über, wo der Nationalhaß noch den Zorn der Kämpfenden anfeuerte und den Kampf noch schrecklicher machte. Kein Mann erhob sich wieder, der einmal gefallen, man ermordete ihn sogleich ohne Barmherzigkeit.

Die Apachenkrieger zeigten sich einen Augenblick an der Grenze der Savanne; allein, wie Don José Moreno vorausgesehen, hielten sie wahrscheinlich jede Dazwischenkunft von ihrer Seite für wenig ersprießlich für sie; denn nachdem sie einige Minuten geschwankt hatten, sprengten sie spornstreichs durch die Ebene und verschwanden im Walde, ohne zu versuchen, ihren Verbündeten den geringsten Beistand zu leisten.

Die wenigen Soldaten des Capitains, welche

noch kämpften, verloren plötzlich jede Hoffnung, den Kampf länger zu unterhalten, als sie auf der Azotea des Hauses ihren Chef geknebelt und als Gefangenen der Mexikaner erblickten.

Die Waffen entsanken ihren Händen und sie flehten das Mitleid ihrer Gegner an.

Leider blieben diese, von der Kampfeshitze berauscht, taub bei ihren Bitten und ermordeten sie bis auf den Letzten.

Es blieb kein Feind mehr zu bekämpfen übrig. Von allen Soldaten des Capitains hatte er allein sie überlebt.

Don José Moreno erlaubte den Gambucinos, sich gleich nach Beendigung des Kampfes zu entfernen. Sie hatten ihren Fehler dadurch wieder gut gemacht, daß sie sich von den Spaniern trennten und den Rancheros beistanden, sie zu besiegen. Sie brachen also auf, glücklich wahrscheinlich, so guten Kaufs davon zu kommen, und verschwanden bald in der Richtung des Rio-Bravo.

Darauf versammelte sich nach dem furchtbaren Gesetz der Wiedervergeltung, welches in der Wildniß existirt, ein Kriegsrath zu einer Sitzung in der großen Hütte Moctekuzoma's, um Don Horacio de Balboa zu richten.

Die Versammlung bestand aus Don José Moreno, dem Präsidenten, Don Incarnacion Ortiz, Don Luis Morin, Don Ramon Ochoa,

Don Cristoval Nava, Mos-ho-ké und der Antilope.

Von seinen Fesseln befreit, trat der Capitain zwischen zwei Rancheros vor seine Richter.

In dem Augenblick, wo Don José Moreno das Verhör beginnen wollte, ging die Thür auf und Donna Linda erschien.

Ihre Ankunft verursachte den Anwesenden eine lebhafte Ueberraschung; ohne Erregung schritt das junge Mädchen ernst auf das Tribunal zu und wandte sich mit bewegter und bebender Stimme folgendermaßen an ihren Vater: –

„Mein Vater, ich komme, um Gnade für diesen Mann zu erflehen. Du kannst nicht Richter und Partei in Deiner eignen Sache sein. Dein Herz ist zu erhaben und edelmüthig, um eine Beleidigung zu rächen, welche mich persönlich angeht. Du hast vor Dir einen Offizier des Königs, den der Sieg in Deine Hände gegeben hat; behandle ihn nicht als Schuldigen, sondern als unglücklichen Gegner, und überlasse es Gott, ihn zu strafen."

„Meine Tochter ....." antwortete Don José streng.

Aber der Capitain unterbrach ihn durch eine Geberde.

Seit seiner Gefangennahme war in dem Charakter dieses unbezähmbaren Mannes eine vollständige Umwandlung vorgegangen; nicht daß die Furcht

des Todes seinen Muth geschwächt hätte, nein, im Gegentheil; sondern die ungeheure Niederlage, der Ruin aller seiner so lange genährten Hoffnungen hatte die Schwungkraft dieses mächtigen Organismus' gebrochen.

Der Abscheu vor den Verbrechen, welche er begangen hatte, um seinen Zweck zu erreichen, der ihm für immer entschlüpfte, die schmähliche Undankbarkeit, deren er sich bewußt war gegen einen Mann, dem er Alles verdankte, hatten ihn endlich einen Blick in sein Inneres thun lassen; er erkannte die Gerechtigkeit der furchtbaren Schläge, die ihn trafen; ihm schien der Tod wie eine Buße und er sehnte sich nach ihm.

„Sennores," begann er edel, „ich danke Ihnen, daß Sie meine Strafe nicht verzögert haben, welches auch das Urtheil sein mag, das Sie gegen mich aussprechen werden, ich erkenne es im Voraus als gerecht an; Sie sind in diesem Augenblick nur das Werkzeug der göttlichen Rache; nicht Sie, sondern Gott straft mich."

Er wandte sich darauf zu Donna Linda, und verbeugte sich ehrerbietig vor ihr.

„Sennorita," sprach er, „Ihre Worte sind mein Todesurtheil. Der Mann, der sich des Verbrechens schuldig gemacht hat, welches ich gegen Sie begangen, ist unwürdig zu leben, verzeihen Sie mir und seien Sie gesegnet."

Ohne daß man seine Absicht errathen und sich deren Ausführung widersetzen konnte, bemächtigte sich der Capitain durch eine rasche Bewegung des Dolches von einem der Rancheros, stieß ihn in seine Brust und sank sterbend zu Donna Linda's Füßen nieder.

Er hatte selbst Gerechtigkeit an sich geübt ...

— — — — — — — — —

Zwei Monate nach diesen Ereignissen zahlte Don José Moreno an die Kassen des mexikanischen Congresses sechszig Millionen Piaster in Gold; acht Tage später erhob der Oberst Iturbide, bisher einer der erbittertsten Gegner der mexikanischen Revolution, die Fahne der Unabhängigkeit gegen Spanien, und sicherte entscheidend den Sieg der Mexikaner durch die Convention von Iguala.

Der Schatz des letzten Incaskaisers hatte also, wie er es sterbend vorausgesagt, dazu gedient, endlich die Spanier von diesem Lande zu vertreiben, auf welchem sie länger als drei Jahrhunderte so schwer gelastet hatten.

An dem Tage, an welchem der General Iturbide zum Dictator ernannt, seinen Einzug in Mexiko hielt, die nunmehrige Hauptstadt der Republik — wurde die Vermählung Donna Linda's mit Don Incarnacion Ortiz gefeiert. Don Luis Morin, Don Ramon Ochoa und Don Cristoval Nava dienten ihnen als Zeugen.

Mos=ho=ké wohnte der Trauungsceremonie bei an der Seite Don José Moreno's, welcher an einem und demselben Tage die Sache seines Vaterlandes triumphiren und das Glück seiner Tochter begründen sah.

Als man die Kathedrale verließ, nahm Don Luis Abschied von seinen Freunden. Vergebens suchten ihn diese bei sich zurückzuhalten, all' ihr Zureden war umsonst.

„Aber was gedenken Sie denn zu thun," mein Freund, wohin wollen Sie gehen?" fragte ihn Don Incarnacion Ortiz.

„Mein lieber Incarnacion," entgegnete Don Luis Morin mit anmuthigem Lächeln, „Mexiko ist frei, und Sie sind glücklich, nicht wahr?"

„Gewiß," rief der junge Mann aus.

„Wohlan, ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht bin; seitdem ich die Wildniß gesehen, den würzigen Duft der hohen Savannen geathmet habe, drückt das Stadtleben schwer auf mich, die Civilisation ermüdet mich."

„Sie sind närrisch."

„Nein, ich bin weise, wenigstens nach meiner Meinung."

„Sie wollen also . . ."

„Ich will, nachdem ich so lange für Andere gelebt habe, jetzt für mich leben," unterbrach er ihn. „Mina ist todt, Sie sind verheirathet, also

bleibe ich allein übrig; unser Freund Mos-ho-ké bricht noch heute Abend auf, um in seine Prairien zurückzukehren; ich habe ihm angeboten, ihn zu begleiten. Wir werden zusammen reisen, von Ihnen sprechen, Freund; überdies lasse ich Ihnen mein Herz, welches Sie allein liebt. Wenn Sie eines Tages meiner bedürfen sollten, würden Sie mich bald an Ihrer Seite sehen. Versuchen Sie also nicht, mich zurückzuhalten, es würde vergebens sein, mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt."

In der That verließ Don Luis Morin noch an demselben Tage Mexiko und schlug die Richtung nach den Prairien ein, an der Seite Mos-ho-ké's, des großen Sachems der Comanchen.

Vielleicht werden wir ihn einst in der Wildniß wieder finden! ....

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Inhalt des zweiten Theiles.

